

Sodalenblatt 2022



Hl. Josef, Schutzpatron von Klosterkirche Aiterhofen, der Familien und kath. Kirche

**MMC-Straubing „Maria Verkündigung“
seit 1646**

www.mmc-straubing.de

Papst Franziskus: Zum 150. Jahrestag der Erhebung des Heiligen Josef zum Schutzpatron der ganzen Kirche



Aus dem Apostolischen Schreiben vom 8. Dezember 2020:

„Mit väterlichem Herzen liebte Josef Jesus, der in allen vier Evangelien „der Sohn Josefs“ genannt wird.

Die beiden Evangelisten Matthäus und Lukas, die seine Gestalt herausgestellt haben, erzählen nicht viel, aber doch genug, dass deutlich wird, auf welche Weise Josef Vater war und welche Sendung ihm die Vorsehung anvertraut hatte.

Wir wissen, dass er ein einfacher Zimmermann war, der Verlobte Marias; er war „gerecht“, allzeit bereit, Gottes Willen zu tun, der sich ihm im Gesetz und durch viele Träume kundtat. Nach einer langen und beschwerlichen Reise von Nazaret nach Betlehem war er zugegen, als der Messias in einem Stall geboren wurde, weil anderswo „kein Platz für sie war“. Er war Zeuge der Anbetung der Hirten und der Sterndeuter, welche das Volk Israel bzw. die Heidenvölker repräsentierten.

Er hatte den Mut, vor dem Gesetz die Rolle des Vaters Jesu zu übernehmen, und er gab ihm den vom Engel geoffenbarten Namen: „Ihm sollst du den Namen Jesus geben; denn er wird sein Volk von seinen Sünden erlösen (Mt 1,21). Einer Person oder einer Sache einen Namen zu geben, bedeutete bei den alten Völkern bekanntlich die Erlangung einer Zugehörigkeit, so wie Adam es nach dem Bericht der Genesis tat.

Gemeinsam mit Maria stellt Josef vierzig Tage nach der Geburt im Tempel das Kind dem Herrn dar und hörte mit Staunen die Prophezeiung des Simeon über Jesus und Maria. Um Jesus vor Herodes zu beschützen, hielt er sich als Fremder in Ägypten auf. Nach seiner Rückkehr in die Heimat lebte er in der Verborgenheit des kleinen unbekanntes Dorfes Nazaret in Galiläa – von wo man sich keinen Propheten und auch sonst nichts Gutes erwartete (Vgl Joh 7, 52) – weit entfernt sowohl von Betlehem, seiner Geburtsstadt, als auch von Jerusalem, wo der Tempel stand. Als sie just auf einer Wallfahrt nach Jerusalem den zwölfjährigen Jesus verloren hatten, suchten Josef und Maria ihn voller Sorge und fanden ihn schließlich im Tempel wieder, wo er mit den Gesetzeslehrern diskutierte.

Nach Maria, der Mutter Gottes, nimmt kein Heiliger so viel Platz im päpstlichen Lehramt ein wie Josef, ihr Bräutigam. Meine Vorgänger haben die Botschaft, die in den wenigen von den Evangelien überlieferten Angaben enthalten sind, vertieft, um seine zentrale Rolle in der Heilsgeschichte deutlicher hervorzuheben. Der selige Pius IX. erklärte ihn zum „Patron der katholischen Kirche“ (8. Dezember 1870), der ehrwürdige Diener Gottes Pius XII. ernannte ihn zum „Patron der Arbeiter“ und der heilige Johannes Paul II. bezeichnete ihn als „Beschützer des Erlösers“. Das gläubige Volk ruft ihn als Fürsprecher um eine gute Sterbestunde an.“

(Soweit Papst Franziskus)

Einladung zum Haupt- und Titularfest

**am Sonntag, 27. März 2022
in der Basilika St. Jakob**

Samstag, 26. März um 17 Uhr Abendmesse in der Karmelitenkirche
mit Altpräses P. Eberhard Lorenz OSB
vorher ab 16.30 Uhr Beichtgelegenheit und Rosenkranz

PROGRAMM FÜR DEN FESTTAG

- ab 7.30 Uhr Beichtgelegenheit in der Basilika und im Pfarrhaus
- 8.00 Uhr Heilige Messe in der Basilika mit Zentralpräses Dunst
- 9.20 Uhr Aufstellen aller Bannerträger bei der Sakristei
Die Jubelsodalen erhalten in der Basilika die Ehrenzeichen
- 9.30 Uhr Pontifikalgottesdienst mit Festpredigt des
neuen Zentralpräses Msgr. Pfr. i. R. Georg Dunst**
*Nach dem Gottesdienst Aufstellung
der Jubelsodalen zum Gruppenbild*
- 12.15 Uhr Treffen der Neusodalen im Pfarrhaus mit Zentralpräses Dunst
- 12.30 Uhr Aussetzung des Allerheiligsten und Anbetung mit Rosenkranz
- 12.50 Uhr Aufstellen aller Bannerträger bei der Sakristei
- 13.00 Uhr Marienfeier mit Festpredigt**
Ehrung der Jubelsodalen und feierliche Angelobung der Neusodalen

**Es folgen die Eucharistische Prozession über den Stadtplatz und das
Te Deum mit abschl. sakramentalem Segen in der Basilika St. Jakob**

Alle Buben, die Ministranten sind, können nachmittags an der Marienfeier und Prozession teilnehmen – rote Ministrantenkleidung – bitte mitbringen!
Gelegenheit für Neusodalen zum Einschreiben in die Kongregation ist am Sonntag von 7.30 bis 13 Uhr im Pfarrbüro von St. Jakob (hinter der Basilika)

Sodalen – Männer und Burschen – kommt alle zu eurem Hauptfest!
Vorstand Marianischer Rat

Liebe Sodalen, liebe Leser unseres Sodalenblattes

Zum Wechsel bezüglich der Nachfolge unseres Zentralpräses der Marianischen Männerkongregation Straubing zum 01.09.2021 darf ich mich an Sie richten. Als Vorstand seit 2019 und Präfekt seit 2020 der Kongregation durfte ich die körperlichen Leiden unseres Zentralpräses H. Pater Eberhard, auch in seinen persönlichen Äußerungen (er weiß nicht, wie lange er das Amt noch ausführen kann) erfahren. Von seinen Erzählungen der nächtlichen Fahrten von den Konventen u. Versammlungen, die Gott sei Dank immer gut ausgegangen sind, konnte ich mir ein Bild machen, das wir über kurz oder lang ohne Zentralpräses dastehen.

Ich habe Pater Eberhard in den vier Jahren als Zentralpräses in Konventen, Versammlungen und Marienfeiern als Denker erfahren dürfen. In Themen wie Christus bezeugen, wie geht das? Er hat uns nicht Lösungen aufgetischt, sondern uns herausgefordert, als wollte er sagen, tut was, Ihr habt selbst Augen, Ohren, Verstand, Geist und auch einen Verstand. Ich bin dankbar, das sich H. Pater Eberhard als Altpräses weiterhin zur Verfügung stellt.

Wir haben Pater Eberhard am 31.08.2021 in der Karmelitenkirche im Rahmen unserer wöchentlichen MMC Messe im Beisein von Pfarrpräses Leo Heinrich aus Leiblfing als Hauptzelebrant verabschiedet. Alle Pfarrgruppen waren mit einem Vertreter und Bannerträger pandemiebedingt zur Verabschiedung eingeladen. Ich danke für die zahlreiche Teilnahme.



Ich sage Pater Eberhard im Namen von uns allen, für die vier Jahre seines Wirkens in der Marianischen Männerkongregation Straubing als Zentralpräses herzlichen Dank. Möge die Fürsprache der Gottesmutter und der Segen Gottes Ihn immer begleiten.

Bezüglich eines Trauerfalles eines Fischerkollegen war beim Requiem mit anschließender Beerdigung in Sallach ein bis dahin mir nicht bekannter Priester als Zelebrant anwesend, den in meinem nächsten Umkreis auch niemand kannte. Ich durfte den Priester in guter Erinnerung behalten.

Durch eine Fügung konnte ich eine Woche später auf die Daten dieses Priesters BGR Georg Dunst, Pfarrer in Beratzhausen zugreifen und mir ein Bild machen. Jahrgang 1951, ehemaliger Straubinger, bald 70, reicht in der Regel als Pfarrer

bald das Ruhestandsgesuch beim Bischof ein. Man könnte ja mal fragen, ob Interesse als Zentralpräses unserer MMC Straubing besteht. Nach dem telefonischen Anruf im Pfarramt Beratzhausen bekam ich über die Pfarrsekretärin die Verbindung zu H. Pfarrer Georg Dunst. Auf die Frage, ob er für seinen Ruhestand schon etwas geplant habe und ob er Interesse hätte als Zentralpräses der MMC Straubing, kam ein promptes ja. Er äußerte sich, auch im Ruhestand weiterhin priesterlich wirken zu wollen. Er sei Gott sei Dank gesund, als MMC Pfarrpräses kennt er dieses Amt. Nach einem persönlichen Treffen mit Ihm haben wir uns kennengelernt und ich konnte das unserer MMC Vorstandschaft unterbreiten. Nach einem gemeinsamen Treffen im September 2020 mit der Vorstandschaft im Präseshaus stellte sich Herr Pfarrer Georg Dunst vor und bekundete sein Interesse am Zentralpräses unser MMC. Die Vorstandschaft konnte sich ein Bild von Pfarrer Dunst machen und fasste den festen Beschluss, Pfarrer Georg Dunst als Zentralpräses der MMC Straubing zum 01.09.2021 bei Bischof Rudolf vorzuschlagen. Die Ernennung durch Bischof Rudolf erfolgte prompt und man konnte nun den Wechsel vorbereiten.

Das Amt des Zentralpräses wurde beim 2. Hauptfest auf dem Bogenberg von H. Pater Eberhard an seinen Nachfolger H. BGR Georg Dunst übergeben. Ich danke im Namen der Sodalen Zentralpräses H. BGR Georg Dunst ganz herzlich für die Übernahme dieses Amtes. Möge er in allen Pfarrgruppen offene Arme finden und sein Wirken allen zum Heil und Segen werden. Dazu wünschen

wir Ihm den Segen Gottes und die Fürsprache der Gottesmutter Maria.

Als Aufgabe haben wir uns vorgenommen, die Pfarrgruppen auf gesunde Füße zu stellen, das heißt, das Amt des Obmannes, Vertretern und Helfern in allen Pfarrgruppen wieder zu besetzen. Dazu ist die Mithilfe aller notwendig. Unsere Kongregation mit der marianischen Ausrichtung, mit der Zielsetzung und dem Zweck, die Gesellschaft mit christlichen Geist zu durchdringen, sollte in allen Pfarreien mehr geschätzt werden und sollte keine Mehrbelastung für den Pfarrer sein. Alle Jugendliche und Männer, die sich dieser Zielsetzung stellen, sollen bei uns Heimat finden.

In einer Zeit, wo sich Menschen schwer tun zu glauben, sollten wir Ihnen Antworten geben können.

In einer Zeit von Krisen, Pandemie, Krankheiten, seelischen und psychischen Leiden ist es wieder an der Zeit, Gott wieder in den Mittelpunkt unseres Lebens zu stellen.

Gott will das Leid der Menschen nicht. Unser Glaube ist keine Strafe Gottes, sondern er bringt Segen und Heil.

Wenn wir in einer Welt Leben, die noch in Geburtswehen liegt, unter uns brodeln es, die kontinentalen Platten bringen Spannungen und Erdbeben mit sich, das All expandiert weiter in unfassbare Weiten. Hier ist das Eingreifen Gottes ständig von höchster Brisanz, um das Leben zu erhalten. Glauben wir nicht, alles selber leisten zu müssen, es gelingt uns ja sowieso nicht, schaut unseren Planeten an. Wie sieht die Zukunft aus?? Kehren wir um zu unserem Schöpfer und Erlöser.

Maria unsere himmlische Mutter fordert uns dazu auf bei ihren Erscheinungen,

zum Beispiel Fatima 1918, sie verspricht ein Wunder (Sonnenwunder) zu einem genauen Zeitpunkt, damit die Menschen glauben können. Ca. 70.000 Menschen haben das Sonnenwunder 1918, auch Zweifler, Ungläubige kamen zum Glauben.

Auch der Apostel Thomas verlangte Zeichen: Jo 20,25 Wenn ich nicht die Male der Nägel an seinen Händen sehe und wenn ich meinen Finger nicht in die Male der Nägel und meine Hand nicht in seine Seite lege, glaube ich nicht. Acht Tage darauf war das Zeichen da und Jesus sagte zu ihm, sei nicht ungläubig sondern gläubig. Weil du mich gesehen hast, glaubst du. Selig die nicht sehen und doch glauben. Hebr.1,1-2

Viele Male und auf vielerlei Weise hat Gott einst zu den Menschen gesprochen

durch die Propheten. In dieser Endzeit aber hat er zu uns gesprochen durch seinen Sohn. So wie Gott heute durch seinen Sohn in der Heiligen Schrift zu uns spricht, so spricht er auch heute noch Menschen an, wie einst die Apostel, als er auf Erden weilte. Auch nach seiner Himmelfahrt spricht er noch Menschen an, wie einst den Apostel Paulus. Wenn er auch heute noch Menschen anspricht, ist das immer ein Gottesbeweis. Wir dürfen sie nicht als Spinner verurteilen. Sie müssen einen Platz in der Kirche haben.

Ihr Präfekt
Josef Kolbinger

*Maria mit dem Kinde lieb,
uns allen deinen Segen gib.*

Grußwort des neuen Zentralpräses

Sehr geehrte Sodalen und Förderer der MMC Straubing!

Das 375-jährige Bestehen der MMC Straubing ist auch eine Geschichte der Verantwortlichen, Präsidien, Präfekten, Assistenten, Konsultoren und Obmänner. Die Reihenfolge der geistlichen Leiter enthält große Gestalten. Sie beginnt mit dem Jesuitenpater Lazarus Krieger und reicht bis in unsere Zeit zu H.H. Pater Eberhard Lorenz OSB herauf. Nun hat Hwst. H. Bischof Dr. Rudolf Voderholzer dem Antrag der Vorstandschaft der MMC Straubing entsprochen und mich ab 1. September 2021 zum Präses bestellt. In Anbetracht der hervorra-



genden Präses vor mir muss ich mich als dieser Stellung unwürdig betrachten. Allein mit Mariens Fürsprache und Gottes Hilfe wage ich es, dieses verantwortungs- und ehrenvolle Amt für die nächsten Jahre zu übernehmen.

Deshalb möchte ich mich Ihnen kurz vorstellen. Bei den Ortskonventen und Festen werden wir uns auch persönlich begegnen und näher kennenlernen. Ich bin 1951 in Straubing geboren und in der Gäubodenstadt aufgewachsen. In der Pfarrei St. Jakob habe ich die Sakramente der Taufe, Beichte, Kommunion und Firmung empfangen. 1978 bin ich in Straubing St. Elisabeth zum Diakon und im Juni 1979 von Bischof Dr. Rudolf Graber zum Priester geweiht worden. Nach den Kaplansjahren war ich 35 Jahre lang als Pfarrer im westlichen Bereich der Diözese, in der südlichen Oberpfalz tätig. Zum 1. September 2021 wurde ich in den Ruhestand entlassen. Weil aber zu viel Ruhe weder der körperlichen noch der geistigen Rüstigkeit förderlich ist, habe ich mich bereit erklärt, im Rahmen meiner Möglichkeiten noch seelsorgerliche Aufgaben zu übernehmen. Ich lebe in und betreue die Expositur Wallkofen, bin Subsidiar, Hilfspriester in der Pfarriengemeinschaft Geiselhöring und Präses der MMC Straubing. Ich habe die Anfrage von Herrn Präfekten Josef Kolbinger, ob ich mir vorstellen könnte, dieses Amt zu übernehmen, gegen manche Bedenken mit Ja beantwortet. Mit einem großen irdischen und himmlischen Vertrauensvorschuss gehe ich mit Mut und Freude diese neue Aufgabe an.

Die Gründungsväter der Kongregation, die Patres des Jesuitenordens haben

dieser Glaubens- und Gebetsgemeinschaft eine Leitungsstruktur gegeben, an deren Kopf Präses und Präfekt stehen. Das Wort Präses leitet sich vom lateinischen praesidere=vorsitzen, vorstehen ab. Ganz ähnlich ist es mit dem Titel Präfekt. Er geht auf das Wort praeficere=vorsetzen zurück. Präses und Präfekt bekleiden die ersten Leitungsämter. Der Präses ist dabei der geistliche, der Präfekt der organisatorische Vorstand. Die Amtstitel Präses und Präfekt stammen aus dem Bereich der Verwaltung, also der Welt. Weil aber unsere Kongregation in den Organismus der Kirche eingebettet ist, muss für Präses und Präfekt, letztlich für jedes Amt in der Kirche ein weiteres Element hinzukommen, das die Ämter aus der Ordnung der Welt herausheben. Für jede Zuständigkeit muss in der Kirche das Wort Jesu gelten: *„Wer von euch der erste sein will, der soll der letzte und der Diener aller sein“* (Mk 9,35). An diesem vom Herrn gesetzten Maßstab haben sich alle Ämter in der Kirche auszurichten. Das gilt auch für die Aufgabe des Präses. Ich will versuchen, mich bei der Ausübung meines Präsesamtes an dieser Vorgabe zu orientieren. Ich will mit meinem Amt der Kongregation dienen, meine Stelle als Dienstamt ausführen. Der Apostel Paulus hat diese Ordnung Christi im zweiten Brief an die Gemeinde in Korinth so formuliert: *„Wir wollen ja nicht Herren über euren Glauben sein, sondern wir sind Mitarbeiter eurer Freude“* (2 Kor 1,24). Als Mitarbeiter, Helfer Eurer Freude am und aus dem Glauben möchte ich mein Präsesamt gestalten und ausfüllen. Ich weiß natürlich, dass ich keineswegs allen Erwart-

tungen erfüllen werde. Ich kann keine Wunder wirken. Ich bitte deshalb um Ihr Verständnis für meine menschlichen Grenzen. Ich bitte Sie alle um Ihr Gebet für uns Vorstände! Wir beten für Sie! Ich hoffe und bete um die Gabe der Kraft, denn es ist im Vorstandskonzept der MMC kein Vizepräses vorgesehen. Ich schließe mit dem herzlichen Dank für alles Gute an meinen Vorgänger, H.H. Pater Eberhard, dem Ehrenpräses,

der gesamten Vorstandschaft, unsere tüchtige Sekretärin, Frau Ilse Gühmann und allen Sodalen. Der Himmel möge jedem seinen Einsatz vergelten und aus Ihrer Mühe reiche Frucht wachsen lassen. Hl. Maria, Mutter Gottes, bitte für uns, jetzt und in Zukunft!

Es grüßt Sie sehr herzlich

Georg Dunst, Präses

1. Predigt von Zentralpräses Georg Dunst beim Zweiten Hauptfest – dem Alten Schutzengel fest – auf dem Bogenberg am 5. September 2021

In knapp drei Monaten jährt sich die Heiligsprechung der ersten deutschen Heiligen im dritten christlichen Jahrtausend zum zwanzigsten Mal. Am 25. November 2001 hat der inzwischen selbst als Heiliger verehrte Papst Johannes Paul II. die Franziskanerschwester Kreszentia Höß zur Ehre der Altäre erhoben. Anna Höß, wie sie als Mädchen hieß, ist als Kind einer Weberfamilie in Oktober 1682 im schwäbischen Kaufbeuren geboren worden. Das war 36 Jahre nach der Gründung der Marianischen Männerkongregation im Jahr 1646 in Straubing, also heuer vor 375 Jahren. Diese Anna Höß hat schon als Kind eine auffallende Frömmigkeit gezeigt. Schon mit drei Jahren ist sie mit ihrer älteren Schwester gefirmt worden. Mit sieben Jahren durfte sie 1689 die erste heilige Kommunion empfangen. In der Zeit danach ist sie

an den Tagen, an denen sie die Kommunion erhalten durfte, am frühen Morgen durch die noch stillen Gassen der Stadt zur Pfarrkirche St. Martin gelaufen, um zu Jesus im Tabernakel zu kommen. Wenn sie an der Kirche ankam, war freilich die Tür noch verschlossen. Dann kniete sie sich nieder und im nächsten Augenblick öffneten sich die Flügel lautlos, um sich dann, nach ihrem Eintreten sogleich wieder zu schließen. Sie hat sich dann vor dem Tabernakel hingekniet und gebetet. Später hat der Mesner die Türen aufgeschlossen und das Kind entdeckt. Das hat sich mehrmals ereignet. Wer hat ihr die Kirchentür geöffnet? Ihrem Beichtvater hat sie gesagt: Das war mein Schutzengel. In einem Bericht nach Rom werden diese Vorgänge mitgeteilt und ein ingens prodigium – ein gewaltiges Wunder genannt.

Der Schutzengel hat Anna Höß immer wieder Türen geöffnet. Weil sie armer Leute Kind war, hat man sie im Kloster zuerst abgelehnt. Durch wunderbare Fügung ist sie dann doch aufgenommen worden und hat den Namen Maria Kreszentia bekommen. Ihr ganzes weiteres Leben ist voll von Einbrüchen des Himmels. In der Nacht vom Karsamstag auf den Ostersonntag, vom 4. auf den 5. April 1744 liegt die 62-Jährige im Sterben. Nur wenige Personen sind bei ihr. Kurz vorher hatte sie gesagt, dass der Erzengel Raphael ihre Seele abholen wird. Pater Bonifatius fragt die Sterbende leise: „Würdige Mutter, wird St. Raphael bald kommen?“ Da hauchten ihre Lippen: „Er ist schon da.“ Dann löste sich ihre Seele aus dem Leib. Im selben Moment schlug die Turmuhr von St. Martin Mitternacht.

Das Leben dieser Frau ist einer von vielen anderen bezeugten Hinweisen, dass die Engel Gottes zum Leben von uns Menschen gehören. Sie bauen die Brücke zwischen Gott und uns Erdengeschöpfen, sie gehören zur Ewigkeit und treten ein in die Zeit. Sie sind selber Geschöpfe Gottes, aber sie dürfen von Anfang an die unverhüllte Herrlichkeit Gottes schauen. Die Heilige Schrift ist voll von Erscheinungen und Einbrüchen, die mit den Gesetzmäßigkeiten dieser Welt nicht hinreichend erklärt werden können. Wer die Existenz und das machtvolle, wunderbare Wirken der Engel bestreitet, muss aus der Hl. Schrift sehr viele Seiten herausreißen: Den Kampf des Erzengels Michael mit Widersacher Luzifer, die wunderbare Speisung des Propheten Elia in der Wüste, die Schau der Seraphim durch

Jesaja, die Begleitung des Tobias durch Raphael. Alle diese Erzählungen der vorchristlichen Heilsgeschichte müssen wir ohne den Glauben an die von Gott geschaffenen Engel herausstreichen. Noch größere Probleme bekommen wir ohne die Engel mit den Evangelien. Von Anfang bis zum Ende erscheinen diese Himmelsmächte. Gabriel verkündet Zacharias die Geburt des Johannes und Maria ihre messianische Mutterschaft. Engel dienen Jesus in der Wüste. Ein Engel stärkt ihn bei seinem Todesangstgebet auf dem Ölberg. Engel verkünden den Frauen am Ostermorgen die Auferstehung des Gekreuzigten. Das Leben und Wirken Jesu Christi kann ohne die wunderbare Mitwirkung der Engel nicht erzählt, verkündet werden. Wer an Christus glaubt, kommt an den Engeln nicht vorbei. Es sei denn, wir halten diesen Jesus nur für einen besonderen Menschen und nicht für Gottes Sohne. Seine Göttlichkeit wird entscheidend auch durch das machtvolle Wirken der Engel sichtbar. Die Kirche hat in den ersten Jahrhunderten um die Wahrheiten des Glaubens gerungen und sie in den beiden Glaubensbekenntnissen verankert. Sie werden fragen, wo denn im Credo von den Engeln die Rede ist? Der erste Satz des großen Credos lautet: Wir glauben an den einen Gott, den Vater, den Allmächtigen, der alles geschaffen hat, Himmel und Erde, die sichtbare und die unsichtbare Welt. Wir Zeitgenossen des technischen Zeitalters sind versucht, unter der unsichtbaren Welt jene Dinge zu verstehen, die sich unserem leiblichen Sinnen entziehen, etwa die Radiowellen, ohne die kein Handy funktioniert. Aber all das gehört in der

Sprache des Credo zur sichtbaren Welt. Mit der unsichtbaren ist jener Schöpfungsbereich gemeint, der jenseits von Raum und Zeit liegt, dem die Engel angehören. Sie stehen zwischen uns und Gott. Sie handeln in seinem Auftrag und treten in unsere Erdenwelt herein, bei manchen in wunderbarer Weise sichtbar, in den allermeisten Fällen unsichtbar bleibend oder in der Gestalt eines hilfreichen Mitmenschen.

Auf der Grundlage dieses biblischen und kirchlichen Glaubens haben die Jesuitenpatres vor 375 Jahren, 1646 in Straubing eine Marianische Männerkongregation gegründet und ihr den Namen „Mariä Verkündigung“ gegeben. In diesem Namen sind schon alle enthalten, um deren Hilfe und Segen wir Sodalen bitten. Zur Verkündigung gehört der Engel Gabriel und die Jungfrau Maria. Deshalb sind die Gottesmutter und die heiligen Engel gemeinsam die Patrone unserer Kongregation, unserer Lebens- und Glaubensgemeinschaft. Wir verehren die Mutter Jesu Christi. Wir rufen sie als unsere Fürsprecherin an. Unsere Angelobungsformel beginnt ja mit dem Anruf: Heilige Jungfrau und Mutter Gottes, Maria! Gnadenvolle Patronin! Auf diese Anrufung hin folgt das Versprechen: Ich will mein Leben nach den Weisungen des göttlichen Heilandes und Lehrers Jesus Christus ausrichten. Die Verehrung der Gottesmutter ist also nicht auf das Vertrauen auf ihre Hilfe allein beschränkt. Das dürfen und sollen wir immerzu. Es ist und bleibt wahr: Wer hat je umsonst ihre Hilfe angefleht? Wann hat sie vergessen ein kindlich Gebet? Maria hilft immer, sie hilft jederzeit. Aber unser Vertrauen auf ihre

Hilfe ist uns zugleich Verpflichtung. Das Gebot der Gottes- und Nächstenliebe muss uns als Sodalen eine täglich neue Verpflichtung sein. Vertrauen auf Hilfe und Vergessen der Pflicht passen nicht zusammen. Wer vertraut, muss sich auch darum bemühen, dieses Vertrauen zu rechtfertigen. Deshalb möchte ich uns alle heute anlässlich unseres zweiten Hauptfestes wieder zu einem entschiedenen christlichen Leben ermutigen, das des Namens Christ und des Ehrentitels Sodale würdig ist. Das ist heute in unserer säkularen Welt nicht einfach, aber notwendiger denn je. Wir brauchen die Gottesmutter und die heiligen Engel und die Engel und die Mutter Christi brauchen uns in der Welt. Wer Maria die Ehre erweist, bezeugt und verherrlicht Jesus Christus und ist allzeit offen für die Hilfe der heiligen Engel. Die Gründungsväter unserer Kongregation haben mit dem Namen Mariä Verkündigung beide zusammen gebunden, uns Sodalen beide verpflichtet.

Wir dürfen uns von den heiligen Engeln begleiten und führen lassen. An dieser Stelle möchte ich noch einmal auf die heilige Kreszentia verweisen. Ihr Schutzengel hat ihr am frühen Morgen die Kirchentür geöffnet, damit sie vor dem Tabernakel den Herrn anbeten kann. Hier wird eine Kernaufgabe unseres Schutzengels sichtbar. Er möge uns freilich auf allen unseren Wegen behüten. Aber der Schutzengel ist uns nicht nur dafür von Gott zugewiesen, an die Seite gestellt. Er soll uns vor dem Bösen beschützen und auf den Weg des Guten führen. Der Schutzengel ist ein Führungs- ein Leitengel. Er steht an der Pforte unseres Gewissens. Er ist ein

Geleitengel hin zu Jesus Christus. Dazu ist er uns zu allererst gegeben. Lassen wir uns von unserem Engel zu Christus hinführen. Nichts anderes will ja auch die Gottesmutter Maria tun. Sie, die Königin der Engel und unser Schutzengel arbeiten hier Hand in Hand zusammen, damit wir zu Jesus Christus hinfinden und ihn in der Verwirrenheit der Zeit nicht verlieren. Möge uns dann am Ende unserer Erdenzeit unser Schutzengel heimführen in die Herrlichkeit Gottes, wie es St. Raphael mit der Seele der heilige Kreszentia getan hat. Das ist das Ziel, das der Himmel im Auge hat. Dorthin wollen uns Maria und die Engel führen. Deswegen werden wir im Rahmen unserer Schutzengelgedacht das Allerheiligste aussetzen, um mit den Engeln Christus anzubeten. Alles gehört zusammen: Die Engel und die Heiligen, Maria und Christus, die Engel und wir Menschen, die sichtbare

und die unsichtbare Welt, die Zeit und die Ewigkeit.

Am Schluss komme ich noch einmal auf die hl. Kreszentia zu sprechen. Noch etwas früher als in Straubing, nämlich 1628 ist auch in Kaufbeuren eine Marianische Männerkongregation gegründet worden. Die Männer in der Familie der späteren Heiligen sind alle Sodalen gewesen. Der Großvater Johannes war 1655 Consultor und Schatzmeister. Der Vater Mathias war Lektor, 1676 Consultor, 1679 Secretarius, 1680 Assistent. 1681, ein Jahr vor der Geburt der Tochter Anna, erhält er die Würde, das Amt des Präfekten. Der feste Glaube dieser Männer, ihre Verwurzelung in der Kongregation hat mit Sicherheit auch den Glauben dieses Mädchens, dieser Frau nachhaltig geprägt. Maria Kreszentia Anna ist vor zwanzig Jahren, im November 2002 heilig gesprochen worden.

Amen



Pandemien – Geisseln in unserer Zeit



Durch Zufall kam ich zu einem Faltblatt mit einer Novene zur **heiligen Corona**. Es war nicht schwer und auch nicht abwegig, auf Grund des Namens der Heiligen eine geistige Verbindung zur derzeitigen Plage der Menschheit herzustellen, die wir nur durch Impfen, Abstand, Testen und Quarantäne zu bändigen imstande sind. Das Faltblatt ist erhältlich bei „Fatima-Aktion e.V. Hauptstraße 22, 88353 Kißlegg, Tel. 07563/6089980“.

Die **heilige Corona** wird in der katholischen Kirche als Märtyrerin verehrt. Sie lebte um 160 nach Christus im heutigen Ägypten zur Zeit der Christenverfolgung. Als ihr Mann als Christ überführt wurde, stand sie ihm treu zur Seite und spendete ihm Trost und Zuversicht. Auch sich selbst blieb sie treu. Für ihr Bekenntnis zu Christus erlitt sie den Märtyrertod: zwischen zwei heruntergezogenen Palmen gebunden wurde sie zerrissen, als ihr Verfolger diese nach oben schnellen ließ. Ihr Gedenktag ist der 14. Mai. Im Aachener Marienstift befinden sich Reliquien der Heiligen. Die heilige Corona wird seit frühester Zeit besonders verehrt, sie gilt als Schutzpatron gegen Krankheiten und Seuchen.

Ein kurzer Auszug aus der Novene:

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Herr, erbarme Dich!

Christus, erbarme Dich!

Herr, erbarme Dich!

Heilige Maria, Mutter Gottes – bitte für uns!

Heilige Maria, Du Heil der Kranken – bitte für uns!

Heilige Corona – bitte für uns!

Heilige Corona, Schutzpatronin gegen Seuchen, wir bitten Dich:

Für alle, die am Corona-Virus erkrankt sind – bitte für sie.

Für alle Ärzte und das Pflegepersonal – bitte für sie.

Für alle, die sich gegen die Ausbreitung einsetzen – bitte für sie.

Für alle, die in Quarantäne sein müssen – bitte für sie

Für alle, die sich Sorgen machen und Angst haben – bitte für sie.

Für alle, die verstorben sind – bitte für sie.

Um die Entwicklung eines Gegenmittels – tritt für uns ein.

Um die Eindämmung der Krankheit – tritt für uns ein.

Um Weisheit und Besonnenheit bei Entscheidungen – tritt für uns ein.

Lasset uns beten:

Allmächtiger Gott, du vergibst deinem Volk die Sünden und heilst alle Gebrechen, du hast uns Deinen geliebten Sohn gesandt, dass er unsere Krankheiten trage:

Wir bitten dich in dieser Zeit der Epidemie und Not, blicke voll Erbarmen auf uns und gedenke Deiner Liebe und Güte, die du zu allen Zeiten Deinem Volk gezeigt hast. Nimm unser Gebet und Opfer an und erhöre uns auf die Fürsprache Deiner heiligen Märtyrerin Corona. Wende diese Krankheit von uns ab; lass diejenigen, die davon betroffen sind, wieder gesund werden; beschütze die, welche durch deine Güte bisher bewahrt geblieben sind, und lass die Plage nicht weiter um sich greifen.

Darum bitten wird durch Christus, unseren Herrn. Amen.

Das folgende Gebet zum Thema Corona-Virus stammt von der Erzdiözese München (Reinhard Kardinal Marx):

Gebet in Zeiten der Corona-Krise

Allmächtiger, ewiger Gott,

von dir erhalten alle Geschöpfe Kraft, Sein und Leben.

Zu dir kommen wir, um deine Barmherzigkeit anzurufen, da wir durch die Erfahrung der Corona-Pandemie, die uns herausfordert und ängstigt, mehr denn je die Zerbrechlichkeit der menschlichen Existenz erfahren.

Dir vertrauen wir die kranken und alten Menschen an.

Sei du bei ihnen und ihren Familien, wenn sie sich einsam und verlassen fühlen.

Hilf allen Gliedern der Gesellschaft, Verantwortung zu übernehmen und untereinander solidarisch zu sein.

Stärke alle, die im Dienst an den kranken bis an ihre Grenzen gehen.

Auf die Fürsprache der seligen Jungfrau Maria, die mit uns auch in schweren Zeiten auf dem Weg ist, bitten wir dich:

Segne mit der Fülle deiner Gaben die Menschheitsfamilie, halte fern von uns allen Unfrieden und schenke uns festen Glauben an deine liebende Nähe. Befreie uns von der Krankheit, die unser Leben so stark beeinträchtigt und bedroht.

Auf dich vertrauen wir und dich loben wir, der du mit deinem Sohn, unserem Herrn Jesus Christus, in Einheit mit dem Heiligen Geist lebst und Herr bist in Zeit und Ewigkeit.

Amen.

Maria, Heil der Kranken, bitte für uns!



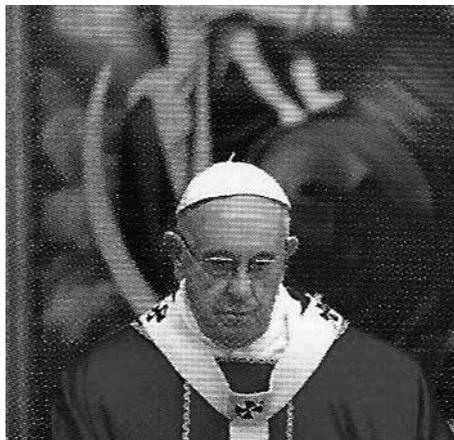
Du bist gebenedeit unter den Frauen ...

Papst Franziskus: Maria ist Mutter Gottes – Inspiration (schöpferische Einfälle und plötzliche Erkenntnisse), Freundin und Hoffnungsträgerin. All diese Facetten spricht Papst Franziskus an im Gespräch mit Marco Pozza bei der Betrachtung des „Ave Maria“. Der Hl. Vater stellt die Mutter Jesu vor als junge Frau, die sich auf Gott einlässt und dadurch den Lauf der Geschichte verändert. All diese seine Gedanken sind zusammengefasst in dem Büchlein „Ave Maria“ „Die Mutter Gottes und ihr Geheimnis“, erschienen im Herderverlag 2019; ins Deutsche übersetzt von Gebriele Stein. Im folgenden Beitrag handelt es sich um die beiden Sätze: „Du bist gebenedeit unter den Frauen“ und „Und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes Jesu“.

Du bist gebenedeit unter den Frauen

Maria bekommt zuerst vom Engel und dann von ihrer Cousine Elisabet etwas Erstaunliches zu hören: »Du bist gebenedeit unter den Frauen«. Ich verbinde das Verb »benedeien« mit dem Begriff der Hoffnung: Es gibt etwas, das über allen Schwierigkeiten wachsen kann. Was bedeutet es, einfach ausgedrückt, dass Maria unter allen Frauen die Gebenedeite war?

Maria ist gebenedeit, weil sie ohne Schuld geboren ist, sie ist ohne Sünde. Sie ist auserwählt worden, um die Mutter zu sein, um Gott im Fleisch zu gebären, und ist das vielleicht kein Se-



gen, Gott im Fleisch zu gebären? Waren denn nicht auch unsere Mütter, als sie uns empfangen und dann geboren haben, gebenedeit und glücklich, dass sie einem Kind das Leben geschenkt hatten? Und denken wir an Maria, die von Gott selbst empfängt und Gott selbst im Fleisch zur Welt bringt: ein weit größerer Segen als der unserer Mütter.

Wenn wir das Evangelium lesen, dann begreifen wir, dass Marias Wohnzimmer die Straße war. Maria – so erzählt es ja auch Don Tonino Bello – lebte ein gewöhnliches Leben, ging zum Markt, feilschte um die Preise. Ich sehe dort sogar Ängste. Maria auf der Straße zu lassen heißt nicht, sie zu banalisieren, sondern sich bewusst zu machen, in welchem Umfeld und wie einfach sie aufgewachsen ist, um vor Gott und seinen Ruf bereit zu sein.

Maria ist eine Frau, die ein normales Leben geführt hat.

Was heißt normal?

Im Volk zu leben und wie das Volk zu leben. Es ist anormal, nicht in einem Volk verwurzelt, nicht mit einem historischen Volk verbunden zu sein. Unter solchen Umständen wächst eine Sünde, die Satan, unserem Feind, sehr gut gefällt: die Sünde der Elite. Die Elite weiß nicht, was es bedeutet, im Volk zu leben, und wenn ich Elite sage, dann meine ich keine gesellschaftliche Klasse, sondern eine seelische Einstellung. Man kann einer elitären Kirche angehören. Aber die Kirche – das sagt das Konzil in *Lumen gentium* – ist das heilige Glaubensvolk Gottes (vgl. LG 12). Die Kirche ist Volk, das Volk Gottes. Und der Teufel mag die Eliten.

*Vielleicht ist genau das der Grund dafür, dass uns die Normalität dieser Frau so betroffen macht. Das Thema des Gebenedeit, des Gesegnet-Seins erinnert an das Thema der Liebe: Der christliche Gott ist ein liebevoller Gott. Im apostolischen Schreiben *Evangelium gaudium* haben Sie geschrieben: »Jedes Mal, wenn wir auf Maria schauen, glauben wir wieder an das Revolutionäre der Zärtlichkeit und der Liebe.« Wenn Ihnen bei dem Gedanken an Maria diese beiden Wörter einfallen, dann gibt es vielleicht jemanden, der sie Ihnen ins Herz gelegt hat. Wer hat Ihnen als Kind diese Zärtlichkeit Marias nahegebracht?*

Das waren einige Frauen aus meiner Familie (meine Mutter und meine Großmütter, besonders die eine) und die Schwester, die mich auf die Erstkommunion vorbereitet hat, eine stille, gute Frau. Ich habe sie als Lehrmeisterin der

Liebe zur Mutter Gottes in Erinnerung. Mit dieser Frau verbinde ich eine sehr tiefe Erfahrung. Als ich am 17. Oktober 1986 aus Deutschland nach Argentinien zurückkam, sagte man mir, dass sie am selben Tag verstorben war. Am Tag danach habe ich mich frühmorgens neben ihren Sarg gesetzt und bin, ins Gebet und in Erinnerungen versunken, bis um drei Uhr nachmittags auf dieser Kirchenbank sitzengeblieben. Danach habe ich sie zum Friedhof begleitet. Sie hieß Dolores: Vielleicht hat mir diese Frau am meisten über Maria beigebracht.

Sie sprechen häufig von einer Ihrer Großmütter...

Zu der einen Großmutter hatte ich ein besonderes Verhältnis. Meine Großeltern väterlicherseits wohnten 50 Meter von unserem Haus entfernt, und als meine Mutter 13 Monate nach mir das zweite Kind bekommen hatte, kam mich die Oma jeden Morgen abholen und brachte mich gegen vier Uhr nachmittags wieder zurück nach Hause. Meine Muttersprache ist sozusagen das Piemontesische, denn wenn sie unter sich waren, sprachen meine Großeltern ihren heimatlichen Dialekt, und das hat mein Leben sehr beeinflusst.

Lächeln, weil wir uns als ein Volk empfinden

(Hochfest der Mutter Gottes Maria, 1. Januar 2017)

Das Jahr damit zu beginnen, der Güte Gottes im mütterlichen Antlitz Marias, im mütterlichen Antlitz der Kirche, in den Gesichtern unserer Mütter zu ge-

denken, bewahrt uns vor der zersetzenden Krankheit der »spirituellen Verwaisung« – dieser Verwaisung, welche die Seele erlebt, wenn sie sich mutterlos fühlt und ihr die Zärtlichkeit Gottes fehlt. Dieser Verwaisung, die wir erleben, wenn in uns das Empfinden der Zugehörigkeit zu einer Familie, zu einem Volk, zu einem Land, zu unserem Gott erlischt. Diese Verwaisung, die im narzisstischen Herzen Raum gewinnt, das nur auf sich selbst und auf die eigenen Interessen zu schauen weiß und das wächst, wenn wir vergessen, dass das Leben ein Geschenk gewesen ist – dass wir es anderen verdanken – und dass wir aufgefordert sind, es in diesem gemeinsamen Haus miteinander zu teilen. Dieses selbstbezogene Waisentum war es, das Kain zu der Frage veranlasste: »Bin ich der Hüter meines Bruders?« (Gen 4,9), als wolle er sagen: Er gehört nicht zu mir; ich kenne ihn nicht. Diese Haltung der spirituellen Verwaisung ist ein Krebsgeschwür, das leise die Seele zerfrisst und verdirbt. Und so verkommen wir allmählich, da ja niemand zu uns gehört und wir zu niemandem gehören: Ich verderbe die Erde, weil sie mir nicht gehört, ich entwürdigte die anderen, weil sie mich nichts angehen, ich »entwürdigte« Gott, weil ich ihm nicht gehöre, und am Ende verderben und entwürdigen wir uns selbst, weil wir vergessen, wer wir sind und welch göttlichen »Familiennamen« wir haben. Der für unsere zersplitterte und gesplattene Kultur typische Verlust der Bande, die uns vereinen, lässt dieses Gefühl der Verwaisung und folglich der großen Leere und Einsamkeit zunehmen. Der Mangel an physischem (und nicht nur virtuellem) Kontakt »kauterisiert« all

mählich unsere Herzen (vgl. Enzyklika *Laudato si'*, 49), indem er sie die Fähigkeit zu Zärtlichkeit und Staunen, zu Erbarmen und Mitgefühl verlieren lässt. Die spirituelle Verwaisung lässt uns die Erinnerung daran verlieren, was es bedeutet, Kinder zu sein, Enkel zu sein, Eltern zu sein, Großeltern zu sein, Freunde zu sein, Gläubige zu sein. Sie lässt uns die Erinnerung an den Wert des Spieles, des Gesangs, des Lachens, der Erholung und der Unentgeltlichkeit verlieren.

Das Fest der heiligen Mutter Gottes zu feiern, lässt auf unserem Gesicht wieder ein Lächeln aufleuchten, weil wir uns als ein Volk empfinden, weil wir spüren, dass wir zusammengehören; weil wir wissen, dass wir nur in einer Gemeinschaft, in einer Familie das »Klima«, die »Wärme« finden können, die uns erlaubt, menschlich zu wachsen und nicht als bloße Objekte, die eingeladen sind, »zu konsumieren und konsumiert zu werden«. Das Fest der heiligen Mutter Gottes zu feiern, erinnert uns daran, dass wir keine austauschbare Ware oder Empfangsstationen für Informationen sind. Wir sind Söhne und Töchter, wir sind Familie, wir sind Volk Gottes.

Die heilige Mutter Gottes zu feiern, regt uns an, gemeinschaftliche Orte zu schaffen und zu pflegen, die uns das Gefühl der Zusammengehörigkeit, der Verwurzelung vermitteln, dass wir uns in unseren Städten zu Hause fühlen, in Gemeinschaften, die uns vereinen und uns Halt geben (vgl. ebd., 151).

Jesus Christus hat im Moment der äußersten Hingabe seines Lebens am Kreuz nichts für sich selbst behalten wollen, und indem er sein Leben hingab, übergab er uns auch seine Mutter.

Er sagte zu Maria: Siehe, dein Sohn, siehe, deine Kinder. Und wir wollen sie in unsere Häuser aufnehmen, in unsere Familien, in unsere Gemeinschaften, in unsere Völker. Wir wollen ihrem mütterlichen Blick begegnen. Dieser Blick, der uns von der Verwaisung befreit; dieser Blick, der uns daran erinnert, dass wir Brüder und Schwestern sind: dass ich zu dir gehöre, dass du zu mir gehörst, dass wir »ein Fleisch und Blut« sind. Dieser Blick, der uns lehrt, dass wir lernen müssen, das Leben auf die gleiche Weise und mit derselben Zärtlichkeit zu umsorgen, mit der sie es umsorgt hat: indem wir Hoffnung säen, Zugehörigkeit säen, und Brüderlichkeit säen.

Und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes, Jesus

Ich denke immer, dass das Verb »benedeien« oder segnen eng mit dem Wort »vermaledeien« oder verfluchen verbunden ist. Ein Fluch kann mit einem Segen getilgt werden. Die Sünde Evas bringt schmerzliche Konsequenzen mit sich (vgl. Gen 3,16), während Gott Maria durch den Engel sagen lässt: »Sei gegrüßt, du Begnadete« (Lk 1,28), und ihre Cousine Elisabet, »vom heiligen Geist erfüllt«, ausruft: »Gesegnet ist die Frucht deines Leibes!« (Lk 1,41-42). Es scheint beinahe, als sei Maria die Antwort auf Satans Kapriolen. Papst Franziskus, der Teufel ist ein wesentliches Thema in Ihrem Lehramt: „Warum hasst dieses unreine Wesen Maria so sehr?“

Weil Maria den Erlöser in ihrem Schoß getragen hat, der Welt die Erneuerung gebracht hat, Gott zu den Menschen

gebracht hat. Sie ist die Stufen hinaufgestiegen, damit Gott zu uns kam. Pater Rupnik hat ein Bild von der Mutter Gottes mit dem Jesuskind geschaffen. Die Hände der Mutter Gottes sind die Stufen, auf denen Jesus herabsteigt: In der einen Hand hat er die Schriftrolle mit dem Gesetz und mit der anderen hält er sich an Marias Mantel fest. Gott hat sich an einer Frau festgehalten, um zu uns zu kommen. Das ist ein sehr bezeichnendes Bild von jener Herabkunft Gottes, der uns eben durch eine Frau ganz und gar nahegekommen ist: durch eine von uns und ihr bereitwilliges »Ja«. Deshalb hasst Satan die Mutter Gottes so sehr: weil sie das Werkzeug der Herabkunft Gottes gewesen ist.

Und vor allem entlarvt sie alle Lügen, die Satan über Jesus erzählt. Der Vers, mit dem der erste Teil des Gegrüßt seist du, Maria endet, verweist auf den Sohn: »Und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes, Jesus.« Einmal habe ich einen Aufsatz von einem Jungen aus der dritten Klasse gelesen. Er schrieb über seine Mutter: »Wenn du mir das Leben geschenkt hast, dann heißt das, dass du an diesem einen Tag Gott gewesen bist. Mama, du bist großartig!« Ich als Sohn denke mir, dass ein Kind ein Segen ist. Doch wenn wir uns in der Welt umsehen, dann stellen wir fest, dass ein Sohn oder eine Tochter für viele Frauen auch ein Fluch sein kann. Es gibt Frauen, die ein Kind nicht akzeptieren, es abtreiben oder vernachlässigen. Aber kann den ein Kind überhaupt ein Fluch sein?

Ein Kind ist niemals ein Fluch. Es kann ein Kreuz für seine Mutter sein. Vor

Kurzem hat der Seligsprechungsprozess einer jungen Frau aus Rom begonnen, die mit 23 Jahren gestorben ist, weil sie während der Schwangerschaft schwer erkrankte, sich aber nicht behandeln ließ, um ihr Kind bis zur Geburt zu behüten. Für sie war dieses Kind wirklich ein Segen. Es gibt ein Wort, das mir sehr am Herzen liegt: Zärtlichkeit. Neulich hat ein Herr mit mir über die Menschheit gesprochen und gesagt, dass wir die Fähigkeit zu lieben verloren hätten, dass wir die Erinnerung an das Liebkosen, an die Zärtlichkeit verloren hätten. Wir brauchen heute eine Revolution der Zärtlichkeit. Ich denke an das Bild der Mutter Gottes: Es ist das Bild der behütenden Zärtlichkeit, Wange an Wange mit ihrem Sohn. Wir brauchen die Mutter Gottes der Zärtlichkeit: Das ist der Segen. Ohne Zärtlichkeit kann man eine Mutter, ohne Zärtlichkeit kann man Maria nicht verstehen. In der Kathedrale von Bari habe ich mir die Ikone der Madonna Hodegetria angeschaut: Es war das erste Mal, dass ich ein Bild gesehen habe, auf dem das Kind nackt ist und Maria es zur Hälfte mit ihrem Mantel bedeckt. Maria bedeckt unsere Blöße; nur eine Mutter kann ihr Kind verstehen, weil sie es nackt und bloß in ihrem Leib, in ihrem Schoß getragen, weil sie es nackt geboren hat. Und dann nimmt Maria nach der Kreuzigung den nackten Christus in ihre Arme und bedeckt ihn erneut. Maria ist ein Segen für uns, denn sie ist die Mutter unserer Nacktheit: Das Böse, die Sünde entblößt uns, und sie deckt uns immer wieder zu.

Ich denke immer, dass Maria auch nein hätte sagen können. Vielleicht glauben

zu viele Menschen, dass Maria gezwungen war; ja zu sagen: Aber sie hätte auch nein sagen können, und deshalb war ihr »ja« umso größer. Wir leben in einer Welt, die davon träumt, frei zu sein, indem sie die anderen zu Sklaven macht; dieser Welt ruft Maria zu, dass man dem Herrn dienen muss, um frei zu sein. Dienen heißt herrschen, wie der heilige Augustinus lehrt. Die Freiheit Marias ist ein Zeichen, dem widerprochen wird.

Es gibt einen Moment des Wartens zwischen dem Vorschlag des Engels und der Antwort Marias. In einem schönen Text wendet sich der heilige Bernhard direkt an die Mutter Gottes und fleht sie an: »Beeil dich, beeil dich, wir brauchen das Heil!« (vgl. Predigten, 4, 8-9).

Und woher hat Maria die Kraft genommen, das Gewicht dieser Berufung zu tragen?

Maria war nicht allmächtig, sie war eine normale Frau: voll der Gnade, aber normal. Die Kraft stammt aus jener Gnade des Heiligen Geistes: Maria ist vom Heiligen Geist erfüllt, der sie ihr ganzes Leben lang begleitet.

Wenn ich auch an meine persönliche Geschichte denke, dann staune ich immer wieder darüber, dass da ein Gott ist, der sich von der Freiheit der Menschen abhängig machen will. Und doch ist er ein Gott, der zuweilen auch Angst macht: Die Geschichte ist voller Gottesrufe, die von den Menschen nicht beantwortet worden sind. „Warum ist Gott so tollkühn, wenn es darum geht,

mit der Menschheit ins Gespräch zu kommen?“ Weil es ein Gespräch mit seinen Kindern ist. Denken wir nur an den Vater des verlorenen Sohnes (vgl. Lk 15,11-32): Er spricht mit beiden Söhnen, dem, der fortgegangen ist, um ein ausschweifendes Leben zu führen, und dem anderen, dem perfekten, der jedoch offensichtlich den Ehrgeiz hat, aufzusteigen und den Platz seines Vaters einzunehmen. Sie sind also beide fern von der Liebe des Vaters, und Gott setzt alles auf eine Karte wie jener Vater, der täglich mit der Heimkehr seines Jüngsten rechnete und, wie es im Evangelium heißt, ihn von Weitem kommen sieht. Als er dann merkt, dass der Ältere nicht mitfeiert, geht er ihn holen. Dieser Vater hat auf seine Söhne gewettet. Die Mystiker sprechen von der göttlichen Verrücktheit, und die Liebe Gottes zu seinem Volk ist wirklich verrückt: Nicht weil du alle an Klugheit, an Größe oder an Stärke übertriffst, habe ich dich ausgewählt; du bist das kleinste Volk auf der Welt (vgl. Dtn 7, 7). So liebt Gott.

Papst Johannes Paul I hat gesagt, dass Gott nicht nur ein Vater, sondern auch eine Mutter sei. Im Vorfeld dieser Reise durch das Gegrüßet seist du, Maria habe ich eine Philosophin kennengelernt, die mir eine wunderschöne Perspektive auf die Mutterschaft eröffnet hat. Für Luisa Muraro »gibt es keine Mütter, es gibt irgendwelche Frauen, die Mütter werden: ein Bedürfnis, Tränen, ein Schrei haben sie dazu werden lassen. Indem sie darauf antworten, erinnern sie sich an ihr eigenes Bedürfnis und vergessen es sogleich.« Es ist schön, mehr an andere zu denken als an sich selbst.

Sehr poetisch und wahr. Aber damit, dass Gott Vater und Mutter ist, hat Papst Johannes Paul I. nichts Seltsames gesagt. Gott selbst hat das über sich gesagt, durch Jesaja und die anderen Propheten: Er hat sich selbst als Mutter dargestellt: »Ich behüte dich wie eine Mutter, eine Mutter kann ihr Kind nicht vergessen, und selbst wenn sie es täte, ich könnte es niemals« (vgl. Jes 49,15).

Papst Franziskus, kommt Ihnen Ihre eigene Mutter in den Sinn, wenn Sie diesen Abschnitt lesen?

Ja, wir verdanken unser Leben einer Frau. Und wenn wir das Gegrüßet seist du, Maria beten, stellen wir eine natürliche Verbindung zwischen der Mutter Gottes und unseren Müttern her.

Die mütterliche Zärtlichkeit Gottes

(Hochfest der Mutter Gottes Maria, 1. Januar 2017)

Weit davon entfernt, die Situation verstehen oder sich ihrer bemächtigen zu wollen, ist Maria die Frau, die etwas zu bewahren, daher zu schützen weiß, die versteht, in ihrem Herzen das Schreiten Gottes im Leben seines Volkes zu hüten. Von ihrem Innern her lernte sie, den Herzschlag ihres Sohnes zu hören, und das lehrte sie für ihr ganzes Leben, das Pulsieren Gottes in der Geschichte zu entdecken. Sie lernte, Mutter zu sein, und in dieser Lehrzeit schenkte sie Jesus die schöne Erfahrung, sich als Sohn zu verstehen. In Maria hat das ewige Wort nicht nur Fleisch angenommen,

sondern es lernte die mütterliche Zärtlichkeit Gottes kennen. Mit Maria lernte das Gotteskind, die Sehnsüchte, die Ängste, die Freuden und die Hoffnungen des Volkes der Verheißung zu hören. Mit ihr entdeckte er sich selbst als Sohn des heiligen gottesfürchtigen Volkes.

In den Evangelien erscheint Maria als eine eher wortkarge Frau, ohne große Reden oder Geltungssucht, aber mit einem aufmerksamen Blick, der das Leben und die Sendung ihres Sohnes und daher alles, was ihm lieb ist, zu behüten versteht. Sie verstand die Anfänge der ersten christlichen Gemeinde zu behüten, und so lernte sie, Mutter einer Vielzahl von Menschen zu sein. In den verschiedensten Situationen war sie da, um Hoffnung zu säen. Sie hat die Kreuze begleitet, die ihre Söhne und Töchter in der Stille ihres Herzens trugen. Viele Andachten, viele Heiligtümer und Kapellen an den entlegensten Orten, viele in den Häusern verteilte Bilder erinnern uns an diese große Wahrheit.

Maria hat uns die mütterliche Wärme gegeben, die uns mitten in Schwierigkeiten umhüllt; die mütterliche Wärme, die sicherstellt, dass nichts und niemand im Schoß der Kirche die Revolution der Zärtlichkeit auslöscht, die ihr Sohn begonnen hat. Wo es eine Mutter gibt, da gibt es Zärtlichkeit. Und Maria zeigt uns mit ihrer Mütterlichkeit, dass die Demut und die Zärtlichkeit nicht Tugenden der Schwachen, sondern der Starken sind; sie lehrt uns, dass es nicht nötig ist, andere schlecht zu behandeln, um sich wichtig zu fühlen (vgl. Apost. Schreiben *Evangelii gaudium*, 288). Und von je her hat das heilige gläubi-

ge Gottesvolk sie als die heilige Mutter Gottes erkannt und begrüßt.

Zu Beginn eines neuen Jahres die Mutterschaft Marias als Mutter Gottes und unsere Mutter zu feiern bedeutet, uns an eine Gewissheit zu erinnern, die unsere Tage begleiten wird: Wir sind ein Volk mit einer Mutter, wir sind keine Waisen. Die Mütter sind das stärkste Gegenmittel gegen unsere individualistischen und egoistischen Neigungen, gegen unsere Formen des Sich-Verschließens und der Gleichgültigkeit. Eine Gesellschaft ohne Mütter wäre nicht nur eine kalte Gesellschaft, sondern eine, die ihr Herz verloren hat, die ihre »heimische Atmosphäre« verloren hat. Eine Gesellschaft ohne Mütter wäre eine erbarmungslose Gesellschaft, die nur noch dem Kalkül und der Spekulation Raum gelassen hat. Denn die Mütter wissen sogar in den schlimmsten Momenten Zeugnis zu geben für zärtliche Liebe, für bedingungslose Hingabe, für die Kraft der Hoffnung. Ich habe viel gelernt von jenen Müttern, deren Söhne im Gefängnis sind oder entkräftet im Bett eines Krankenhauses liegen oder der Sklaverei der Droge verfallen sind, und die bei Kälte oder Hitze, bei Regen oder Dürre nicht aufgeben und weiterkämpfen, um ihnen das Beste zukommen zu lassen. Oder jene Mütter, denen es in den Flüchtlingslagern oder sogar inmitten des Krieges gelingt, ohne zu wanken das Leiden ihrer Kinder auf sich zu nehmen und ihnen Stütze zu sein. Mütter, die buchstäblich ihr Leben hingeben, damit keines ihrer Kinder verloren geht. Wo die Mutter ist, da gibt es Einheit, gibt es Zugehörigkeit, das Zusammengehören der Kinder.

„Er geht euch voraus nach Galiläa“



Papst Franziskus (Predigt zum Auferstehungsgottesdienst am Karsamstag, dem 3. April 2021): Grundaussage: Weinet nicht über den Verstorbenen, das ist ein

Blick in die Vergangenheit, er ist aber auferstanden und geht euch voraus nach Galiläa, an die Wurzel der „Jesusbewegung“, der Verkündigung des Reiches Gottes. Ich (N. Hollauer) sehe darin einen Hinweis auf die Situation der Kirche in ihren Anfängen. Wie hat Jesus begonnen und wie haben die Apostel, geführt vom Heiligen Geist begonnen. Diese Predigt könnte ein Hinweis sein, auf den Synodalen Weg. Was können wir von der Anfangsphase lernen?

Die Frauen waren in der Absicht gekommen, den Leichnam zu salben, stattdessen fanden sie ein leeres Grab. Sie waren losgezogen, einen Toten zu betrauern, stattdessen hörten sie die Botschaft vom Leben. Aus diesem Grund, so das Evangelium, waren die Frauen voller »Schrecken und Entsetzen« (Mk 16,8), voller Schrecken, Furcht und Entsetzen. Entsetzen: in diesem Fall ist die Furcht jedoch gemischt mit Freude, als sie im Innersten überrascht sehen, dass der große Stein vom Grab weggerollt war und ein junger Mann in einem weißen Gewand dort saß. Verwundert hören sie diese Worte: »Erschreckt nicht! Ihr sucht Jesus von Nazaret, den Gekreuzig-

ten. Er ist auferstanden« (V. 6), und darauf die Einladung: »Er geht euch voraus nach Galiläa, dort werdet ihr ihn sehen« (V. 7). Nehmen auch wir diese Einladung an, diese österliche Einladung: Gehen wir nach Galiläa, wohin der auferstandene Herr uns vorausgegangen ist. Was aber bedeutet „nach Galiläa gehen“?

Nach Galiläa gehen bedeutet vor allem, neu anzufangen. Für die Jünger bedeutet es, an den Ort zurückzukehren, an dem der Herr sie zum ersten Mal aufgesucht und sie berufen hat, ihm nachzufolgen. Es ist der Ort der ersten Begegnung und der Ort der ersten Liebe. Sie verließen ihre Netze und sind von da an Jesus nachgefolgt; sie haben seiner Verkündigung gelauscht und wurden zu Zeugen der Wunder, die er tat. Doch obwohl sie immer bei ihm waren, verstanden sie ihn nicht wirklich; oft haben sie seine Worte missverstanden, und vor dem Kreuz sind sie weggelaufen und haben ihn allein gelassen. Trotz dieses Versagens erscheint ihnen der Auferstandene als der, der ihnen noch einmal nach Galiläa vorausgeht; er geht ihnen voraus, das heißt, er geht vor ihnen. Er ruft sie, unermüdlich ruft er sie, ihm zu folgen. Der Auferstandene sagt zu ihnen: „Lasst uns wieder dort anfangen, wo alles begann. Lasst uns noch einmal neu beginnen. Ich will euch wieder neu bei mir haben, trotz all eures Scheiterns“. In diesem Galiläa lernen wir das Staunen über die unendliche Liebe des Herrn, der neue Wege aufzeigt dort, wo wir versagt haben. Aber so ist der Herr: Er zeigt neue Wege auf, wo wir versagt

haben. Er ist so, und dazu er lädt uns nach Galiläa ein.

Das ist die erste Botschaft von Ostern, die ich euch überbringen möchte: Es ist immer möglich, neu anzufangen, weil es immer ein neues Leben gibt, das Gott in uns neu beginnen lassen kann, jenseits von all unserem Scheitern. Auch aus den Trümmern unserer Herzen – jeder von uns kennt, weiß um die Trümmer des eigenen Herzens – auch aus den Trümmern unserer Herzen kann Gott ein Kunstwerk schaffen, auch aus dem Scherbenhaufen unserer Menschheitsgeschichte lässt Gott etwas Neues entstehen. Er geht uns immer voraus: im Kreuz des Leidens, der Trostlosigkeit und des Todes, aber auch in der Herrlichkeit eines Lebens, das neu erstet, eines Schicksals, das sich ändert, einer Hoffnung, die neu geboren wird. Und in diesen dunklen Monaten der Pandemie hören wir den auferstandenen Herrn, der uns einlädt, neu anzufangen und niemals die Hoffnung zu verlieren.

Nach Galiläa gehen bedeutet dann aber auch, neue Wege zu beschreiten. Sich vom Grab wegzubewegen. Die Frauen suchen Jesus im Grab, das heißt, sie gehen dorthin in Erinnerung an das, was sie mit ihm erlebt haben und was nun für immer verloren ist. Sie gehen, um ihrer Traurigkeit neue Nahrung zu geben. Da wird ein Glaube sichtbar, der zum Gedenken an etwas Schönes, aber Vergangenes geworden ist, an das man sich nur noch erinnern kann. Viele – auch wir – leben einen „Erinnerungs-Glauben“, so als ob Jesus eine Gestalt aus der Vergangenheit wäre, ein inzwischen fernstehender Jugendfreund, ein Ereignis, das vor langer Zeit geschah, als man als

Kind den Religionsunterricht besuchte. Ein Glaube bestehend aus Gewohnheiten, aus Dingen der Vergangenheit, aus schönen Kindheitserinnerungen, der mich nicht mehr berührt, der mich nicht mehr herausfordert. Nach Galiläa gehen bedeutet jedoch zu lernen, dass der Glaube, soll er lebendig sein, sich wieder neu auf den Weg machen muss. Der Glaube muss jeden Tag den Beginn des Weges, das Staunen bei der ersten Begegnung neu erleben. Und dann muss er vertrauen, er darf nicht meinen, er wüsste schon alles, sondern muss sich demütig von Gottes Wegen überraschen lassen. Wir haben Angst vor den Überraschungen Gottes; meist fürchten wir uns davor, dass Gott uns überraschen könnte. Doch heute lädt uns der Herr ein, uns überraschen zu lassen. Gehen wir nach Galiläa, um zu entdecken, dass Gott nicht in die Kategorie der Kindheitserinnerungen gehört, sondern dass er lebendig ist, dass er immer überrascht. Der Auferstandene hört nie auf, uns in Staunen zu versetzen.

Hier ist die zweite Botschaft von Ostern: Der Glaube ist keine Antiquitätensammlung, Jesus ist nicht eine Gestalt, die längst überholt ist. Er lebt, hier und jetzt. Er begleitet dich jeden Tag – bei der Situation, die du gerade erlebst, bei der Prüfung, die du durchmachst, bei den Träumen, die du hegst. Er eröffnet neue Wege, wo du meinst, es gäbe keine, er bringt dich dazu, dagegen anzukämpfen, dem Vergangenen nachzuweinen oder alles als „schon dagewesen“ abzutun. Auch wenn dir alles verloren erscheint, bitte öffne dich stauend für das Neue, das er verheißt: Er wird dich überraschen.

Nach Galiläa gehen bedeutet auch, an die Grenzen zu gehen. Denn Galiläa ist der am weitesten entfernte Ort: In dieser bunt zusammengesetzten Region leben diejenigen, die am weitesten von der rituellen Reinheit Jerusalems entfernt sind. Und doch beginnt Jesus von dort aus seine Mission und wendet sich mit seiner Verkündigung an alle, die sich im Alltag nur mühsam durchschlagen, er wendet sich mit seiner Verkündigung an die Ausgegrenzten, die Schwachen, die Armen. Er will für sie Anlitz und Gegenwart Gottes sein, der unermüdet die Verzagten und die Verlorenen sucht, der bis an die Grenzen der Existenz geht, weil in seinen Augen niemand ein Letzter, niemand ausgeschlossen ist. Der Auferstandene bittet die Seinen, dorthin zu gehen, auch heute bittet er uns, nach Galiläa zu gehen, in dieses wirkliche „Galiläa“. Dorthin, wo sich das tägliche Leben abspielt, zu den Straßen, auf denen wir jeden Tag unterwegs sind, in die verschiedenen Winkel unserer Städte – dorthin geht der Herr uns voraus und dort zeigt er sich, gerade im Leben derer, die an unserer Seite leben und mit uns Zeit, Haus, Arbeit, Nöte und Hoffnungen teilen. In Galiläa lernen wir, dass wir den auferstandenen Herrn in den Gesichtern unserer Brüder und Schwestern finden können – im Enthusiasmus derer, die träumen, und in der Resignation derer, die verzagt sind, im Lächeln derer, die sich freuen, und in den Tränen derer, die leiden, besonders in den Armen und in denen, die an den Rand der Gesellschaft gedrängt werden. Wir werden staunen, wie sich Gottes Größe im Kleinen offenbart, wie seine Schönheit in den Einfachen und Armen aufstrahlt.

Dies also ist die dritte Botschaft von Ostern: Jesus, der Auferstandene, liebt uns uneingeschränkt und kommt zu uns in jeder Lebenslage. Er hat seine Gegenwart in das Herz der Welt eingepflanzt und lädt auch uns ein, Barrieren zu überwinden, Vorurteile abzubauen, auf die Menschen um uns herum zuzugehen und die Gnade des Alltäglichen neu zu entdecken. Lasst uns erkennen, dass er in unserem Galiläa, in unserem Alltag gegenwärtig ist. Mit ihm wird sich das Leben verändern.

Denn jenseits aller Niederlagen, des Bösen und der Gewalt, jenseits allen Leids und jenseits des Todes lebt der Auferstandene und lenkt er die Geschichte.

Schwester, Bruder, wenn du in dieser Nacht in deinem Herzen eine dunkle Stunde trägst, einen Tag, der noch nicht angebrochen ist, ein verschüttetes Licht, einen zerbrochenen Traum, dann geh und öffne dein Herz voll Staunen für die Osterbotschaft: „Erschrick nicht, er ist auferstanden! Er wartet auf dich in Galiläa“. Deine Erwar-

tungen werden nicht unerfüllt bleiben, deine Tränen werden getrocknet werden, deine Ängste werden von der Hoffnung besiegt werden. Denn der Herr geht dir immer voraus, er geht immer vor dir. Und mit ihm beginnt das Leben immer neu.



Horizonte der christlichen Berufung

Gedanken zur Enzyklika des Papstes Johannes Paul II.

„Novo millennio ineunte“ (Zu Beginn des neuen Jahrtausends ...)



Barbara Dohr studierte an der Universität Salzburg den Lehrgang „Master of Arts in Intercultural Studies“, dann in einem Auslandssemester „Business English“ und in Wien „Interkulturelles Konfliktmanagement“, in Bologna lernte sie in einem Auslandssemester vertieft „Italienisch“ und arbeitete dann am Neusprachlichen Gymnasium in Graz. Durch weitere Fortbildungskurse erwarb sie den Titel „Trainerin für soziale Kompetenzen am Arbeitsplatz und Klausurmoderation“ und für „Interkulturelle Kommunikation und Kompetenzentwicklung“, auch als Trainerin und Übersetzerin für Englisch und Italienisch. Für die Beilage „Mariologisches“ zur „Tagespost, Würzburg“ schrieb sie 2001 den Beitrag „Horizonte der christlichen Berufung“. Da in unserem Land die Bischöfe und die Laien sich im „Synodalen Weg“ um einen Wandel in der Kirche bemühen, einen Wandel in den Strukturen und im

Glaubensleben, scheint mir dieser Beitrag im Beiheft „Mariologisches“ auch bedeutsam und nachdenkenswert für die Religiosität des Einzelnen und der Gemeinschaft.

Es setzt einen gewissen Akzent, wenn man zu einem derart zentralen Thema wie dem der christlichen Berufung auch ein ganz normales „Kirchenschaf“, also keinen Amtsträger, keinen geschulten Amtsträger der Verkündigung des Wortes, keinen gelehrten Theologen zu schreiben bittet. Was hat ein solch normales „Kirchenschaf“ wohl dazu zu sagen?

Als ich vor einigen Monaten zu diesem Artikel zugesagt habe, gab es das richtungsweisende bzw. Horizont erweiternde neue Schreiben des Heiligen Vaters (Johannes Paul II.) für das beginnende Jahrtausend „Novo millennio ineunte“ („Zu Beginn des neuen Jahrtausends“) noch nicht – aber Gott ist gut, und inzwischen halten wir diesen Schatz in Händen (noch einen zu den vielen Schätzen, die uns dieser Papst schon geschenkt hat). Es handelt sich um ein Schreiben, mit dem sich Johannes Paul II. nicht nur an Bischöfe und Priester, sondern auch an die Gesamtheit seines Kirchenvolkes wendet: an Hirten und Schafe (es heißt dort in der Anrede nämlich auch: „an alle gläubigen Laien“).

Ich muss sagen, dass ich von der Lektüre – für mich selbst völlig überraschend! – begeistert und bewegt war. Vor allem, als ich nach Lese-Ende, fasziniert, meinen Ausdruck aus dem Internet beiseite legte und dachte: „Dieser Mann ist doppelt so alt wie Du, aber in seinem Inneren jünger, moderner, unverbrauchter und trotz all der Erfahrungen dieser langen und harten Zeit unbelasteter und zuversichtlicher als du...“, ich gebe ehrlich zu, dass es mich angesichts meiner Kleingläubigkeit ziemlich beschämt hat.

Und so stellte ich mir nach der Lektüre von *Novo millennio ineunte* (NMI) die Frage: Was kann ich eigentlich Richtigeres und Besseres tun, als zum einen selbst bei der Vorbereitung des Artikels den Gedanken des Papstes Gehör zu schenken, und dann zum anderen zu versuchen, ihm Gehör zu verschaffen? Also hab ich mir überlegt, auf Originalität zu verzichten, mir aber die Freude zu erlauben, hier im Laufe der nächsten Zeilen zumindest ein paar der Überlegungen des Papstes zu erwähnen, mit denen er uns den Horizont der christlichen Berufung beschreibt, wie er sich ihm jetzt darstellt. Denn genau darauf zielt sein Schreiben unter anderem ab, sagt er doch zum Beispiel eingangs: „Vor allem, liebe Brüder und Schwestern, müssen wir uns auf die Zukunft hin ausrichten, die auf uns wartet“ (NMI Nr. 3).

Nähern wir uns also dem Thema langsam: Es soll um die „Horizonte der christlichen Berufung“ gehen, und wenn wir die Augen dorthin schweifen lassen, wird Maria – die Mutter Gottes – dabei dauernd im Blickfeld bleiben,

gibt es doch für uns kein vollkommeneres Vorbild für eine ganz und gar glückliche „christliche“ Berufung als die ihre (was heißt: „geglückte Berufung“? Eine, wo der Ruf genau vernommen – angenommen – und so vollständig wie möglich beantwortet wird.)

Tun wir aber die Schritte der Reihe nach:“

„Berufung“

Was meint Berufung? Wie sollen wir dieses Phänomen skizzieren? Einer ruft – ein anderer hört und antwortet. Der, der ruft, hat Interesse an dem, den er ruft – normalerweise blickt er auf den Gerufenen, ist er ihm zugewandt. In dem Kontext, um den es hier geht, liegt klar und deutlich die Initiative auf Seiten Gottes – und die Antwort ist der Part des Menschen. Gott erwählt, „ruft“, wir haben die freie Entscheidung, ob und wie wir auf diesen Ruf reagieren. Er zwingt nie – Er ruft. Er lässt Freiheit (Jonas zum Beispiel läuft zunächst in die Gegenrichtung, der reiche Jüngling geht traurig weg). Er versucht nur, es uns „schmackhaft“ zu machen.

Und er ruft jeden: es gibt keinen Menschen, der „zufällig“, „aus Versehen“, „ungeplant“ aus den Händen Gottes hervorgegangen wäre („ungeplant“ gibt es bei den irdischen Eltern eventuell schon, bei Gott ist das sogar denk-unmöglich). Gott hat für jeden von uns einen besonderen Plan, seine gute Idee. Von John Henry Newman stammt der Ausspruch: „Jeder ist dazu berufen, etwas zu tun oder zu sein, wozu kein anderer berufen ist.“ Jeder/Jede Einzelne hat seine/ihre Rolle, seine/ihre Aufgabe.

Es gibt da nirgendwo eine „Wiederholung“, einen Ersatzspieler oder ein Double für mich, wenn ich nicht „reagiere“. Der Papst spricht in MNI 46 unter dem Titel „Die Vielfalt der Berufungen“ über die Berufungen zum Priester oder Ordensleben und ihre große Bedeutung, dann aber folgt auch: **„Besonders muss man immer besser die Berufung entdecken, die den Laien zu eigen ist. Sie sind dazu berufen, in der Verwaltung und gottgemäßen Regelung der zeitlichen Dinge das Reich Gottes zu suchen und durch ihr Bemühen um die Evangelisierung und Heiligung der Menschen die ihnen eigenen Aufgaben in Kirche und Welt zu erfüllen“** (das ist ein Satz „für die normalen Kirchenschafe“ aus *Lumen gentium* Nr. 31 = *aus einem Dekret des 2. Vatikanischen Konzils*). Also halten wir fest: Berufung ist ein Phänomen, das für jeden von uns von Interesse ist.

„Christlich“

Was charakterisiert die christliche Berufung? Was unterscheidet sie von anderen Berufungen. Ich würde meinen, es ist das ganz und gar persönliche Element.

Der Ruf ist persönlich: Es ist Christus, der Herr selbst, der seine Jünger (die sich deswegen später ja auch „Christen“ nennen) – einzeln, namentlich, persönlich – ruft. Es ist der Ruf zu einer Begegnung, zu einer Freundschaft, zu einer Liebesgeschichte, – so persönlich, dass es beim Berufenen das ganze Leben „umkrepelt“ – alle Koordinaten werden irgendwie neu beschriftet.

Und die Antwort ist persönlich: Beim Antworten auf die christliche Berufung

ergibt sich der Gerufene nicht einer abstrakten Wahrheit, die sich dem Verstand als zwingend darstellt, er fühlt sich auch nicht von einem Ideal, das theoretisch als faszinierend erkannt wurde, so angezogen, dass sich die Antwort aufdrängt, sondern er antwortet dem Rufer, er sagt „ja“ zum persönlichen Gott, der „namentlich“ ruft (Ego vocavi te nomine tuo, meus es tu! Ich habe Dich bei Deinem Namen gerufen, Du bist mein! Jes. 43, 1): Wenn man im AT und NT aufmerksam die Berufungsgeschichten liest, findet man immer diese persönliche, sogar namentliche Ansprache Gottes, wenn Er ruft: der kleine Samuel, der des Nachts dreimal aufschreckt, weil er seinen Namen hört; Maria ..., Josef ..., die Apostel ..., Paulus ..., Gott geht es offenbar nicht um „einen mehr“, sondern um jeden Einzelnen. Das ist verständlich und folgerichtig, wenn wir bedenken, dass das Christentum die Religion der Liebe ist: Zur Liebe gehört es nun einmal, dass sie keine Verwechslungen zulässt, sondern immer eine konkrete Person meint. So meint die Liebe Gottes den einzelnen Menschen, der Einzelne liebt Gott, und der Einzelne liebt den Menschen, als Einzelnen, weil Gott sich uns in ihm zeigt. Das Christentum ist die Religion der menschgewordenen Liebe Gottes, und je mehr man das versteht, desto ansteckender wirkt es.

Der selige Josemaria Escriva, der Gründer des Opus Dei, sagt in einer seiner Schriften: „Hör mir gut zu und sag es weiter: Christentum ist Liebe – Umgang mit Gott macht glücklich und drängt zu großen Taten. Die Sorge um die anderen – das Apostolat – ist kein Luxusartikel, keine „elitäre“ Beschäftigung.

Nachdem du das weißt kannst du dich unbändig freuen, weil dein Leben einen ganz anderen Sinn bekommen hat. Und sei konsequent! (aus: „Die Spur des Sämanns, Nr. 187).

Kommen wir zum „**Horizont**“:

Welche Assoziation weckt dieser Begriff: Vielleicht die einer gewissen Entfernung, die von Ruhe oder Statik, und auch die eines erreichbaren Zieles.

Der Horizont ist das, wo sich das Auge beim Blick in die Ferne fängt, das, was den Blick vor ziellosem Schweifen und Wandern, vor einem Sich-Verlieren im Unendlichen bewahrt, was „Halt“ bei einer unruhigen Suche gibt.

Der Horizont zeigt mir auch, wohin ich unterwegs bin, und bei unserem Thema: worum es uns in unserem christlichen Leben geht.

Als ich einer Freundin, die derzeit an einer deutschen Schule in Chile unterrichtet, vor ein paar Wochen mailte, dass ich mit Überlegungen zu diesem Artikel beschäftigt sei, bekam ich folgende Antwort (mit einer Portion Ironie), die ich nicht vorenthalten möchte: „Horizont der christlichen Berufung? Das klingt besonders großartig. *Der linealgerade und romantisch-ruhige Horizont – natürlich der Pazifik – ist aber immer schon dasselbe veralgte Schaukelwasser, auf dem ich mich mit meinem klapperigen Schaukelboot jetzt bewege und gegen dessen Wellen ich kämpfe. Der Blick auf den ruhigen Horizont hilft allerdings sehr, damit ich nicht seekrank werde.*“ ...

Und sie ergänzte: „Vielleicht solltest du das Beispiel aber besser aufs europäi-

sche Festland verlegen, an die holländische Küste, die Alpen oder in den Kölner Stadtwald.“

Also warum blicken wir zum Horizont? Um uns von den Wellen und Windstößen des Augenblicks nicht über Gebühr gefangen nehmen zu lassen, um auf angemessene Weise manche Schwierigkeit zu relativieren. Viktor E. Frank (der Begründer der Psychotherapieschule. nach der ich arbeite) sagt: Wer ein „Wozu?“ hat, erträgt fast jedes Wie? – Der Blick zum Horizont also, um das Ziel im Auge zu behalten.

Prosaischer als das Pazifik-Panorama, aber dafür mehr mit dem Charme des Alltages versehen, sind Erfahrungen, die wir alle aus dem Straßenverkehr kennen. Manch einer wird vielleicht noch die überraschende Lektion der Fahrstunde in Erinnerung haben: auf der engen Überholspur einer Autobahn-Baustelle muss man, um die Engstelle sicher zu passieren, den Blick möglichst weit nach vorne richten, nicht nach rechts zu den bedrohlichen Lkws oder nach links zur Leitplanke.

In vielen Momenten tut es not, den Blick zum Horizont zu heben: halten wir ihn gesenkt, so besteht immer die Gefahr, unsere kleine enge subjektive (und weil subjektive, auch notwendigerweise beschränkte) Sicht (sprichwörtlich: „auf die eigenen Schuhspitzen“) zum Maß der Dinge zu machen, und das schadet.

Das Heben des Blickes zum Horizont hingegen hilft uns heraus aus Erfahrungen, die kleinmütig oder zaghaft machen, die uns immer dahin drängen, uns selbst zu ernst oder zu wichtig zu nehmen und nicht mehr zu bemerken,

dass wir gar nicht allein sind, dass ein Christ nie allein ist („Seht, ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt“, Mt 28, 20).

(Ganz nebenbei: in therapeutischen Gesprächen mit neurotischen Patienten gibt es kaum etwas, was mehr hilft, als sie dazu zu bewegen, über den Horizont ihres Lebens zu sprechen: weg von der krank machenden Nabelschau).

Zum Thema Horizont ruft uns der Papst an etlichen Stellen von NMI (unter anderem ganz zu Beginn und ganz zum Schluss – wohl damit es niemand verpasst) ein Wort Jesu in Erinnerung: „Duc in altum!“ Dieser Satz wird sozusagen zum Motto, das uns der Heilige Vater für den Start in das neue Jahrtausend vorschlägt:

„Fahr hinaus aufs hohe Meer!“ Erinnern wir uns: Es ist das Wort, das Jesus dem armen Petrus zumutete, als der nach einer ganzen Nacht vergeblicher Arbeit müde am Ufer eingetroffen war. Er mutete es dem Petrus zu – und der ließ sich darauf ein und erlebte daraufhin den sicher spektakulärsten und unvergesslichsten Fischfang seiner Fischer-Karriere. Ein Wort voller Hoffnung, „optimistisch“, aber scheinbar nicht ganz „realistisch“ (wie kann man so etwas einem Fischer zumuten?); trotzdem: Der Herr gebraucht einen klaren Imperativ – jetzt „leidenschaftlich die Gegenwart zu leben (NMI 1) und den Blick nach vorne, in die Weite, zu richten (statt über die „vergebliche“ Mühe der vergangenen Nacht zu trauern), um sich „vertrauensvoll der Zukunft zu öffnen“ (NMI 1), Haltungen, die uns der Papst auch angesichts der angebrochenen neuen Epoche vorschlägt.

In diesem „Duc in altum“ liegt auch wieder (nicht ausdrücklich, aber doch deutlich) die bekannte – immer wiederholte – Aufforderung des Papstes: „Habt keine Angst!“ Der Blick nach vorne, das Heben der Augen, das Ausschauhhalten nach Dingen, Ereignissen, Aufgaben, die vor uns liegen, vertragen sich eben nicht mit Angst, Zaghaftigkeit, Scheu und Niedergeschlagenheit.

Das „Duc in altum“ beinhaltet schon damals für Petrus nicht nur Aufbruch im rein räumlichen Sinne, sondern vor allem Aufbruch aus den „alten Erfahrungen“, aus der Resignation der vergeblichen Bemühungen beim Fischfang letzte Nacht.

„Horizont“ also im Sinne von: Auf das Wort des Herrn hin etwas in Angriff nehmen, etwas wagen, was aller „Erfahrung nach“ eher wenig Aussicht auf Erfolg hat, sich einiges mehr „trauen“, mehr wagen, mehr Risikobereitschaft, als vernünftig und kalkulierbar erscheint. Ab und zu hört man mit klagendem Unterton über das altgewordene Europa reden, und vielleicht ist gerade diese fehlende Lust, sich neu aufzumachen, das deutlichste Symptom für das Alt-Werden, für eine Liebe, die auf Sparflamme brennt, bei der die Asche der Gewohnheit die Glut großer Ideale fast zu ersticken scheint.

Dazu noch den Rat des seligen Josemaria Escriva (diesmal aus seinem Erstlingswerk: „Der Weg“, Nr. 492): „*Die Liebe zu unserer Mutter (Maria) soll wie ein frischer Wind sein, der die Glut der Tugenden, die unter der Asche meiner Lauheit verborgen lagen, in helles Feuer verwandelt*“ – also es ist wohl kein Luxus, sondern eher ein Zeichen eines

gesunden christlichen Instinktes, dass wir Maria suchen, wenn wir spüren, dass wir irgendwie Hilfe brauchen, weil wir allein nicht zurecht kommen.

Stellen wir uns also nun, nach diesen – vielleicht etwas langwierigen – Begriffsklärungen die Frage, woran sich denn nun konkret unser Blick festmacht, wenn wir uns fragen: Was heißt „christliche Berufung“, und was sagt uns der Blick auf Maria dazu?

Wie sieht denn der Horizont unserer Berufung als Christen zu Beginn des 3. Jahrtausends, das heißt genau genommen in der 18. Kalenderwoche des Jahres 2001 in der satten, müden, weitgehend säkularisierten Bundesrepublik Deutschland aus? Was heißt es denn für uns, unsere christliche Berufung zu hören und zu befolgen?

Zunächst heißt es natürlich für jeden etwas anderes. Aber lassen sich vielleicht irgendwelche gemeinsamen Elemente finden? Sagt uns der Papst etwas dazu – und wenn ja, was?

In NMI beschreibt der Heilige Vater seine Erfahrung oder Beobachtung, dass die Menschen unserer Zeit – genau wie vor zweitausend Jahren – auf der Suche nach Jesus Christus sind, dass sie ihn sehen wollen – bewusst oder unbewusst. Sie wollen nicht nur von ihm hören – sondern ihn sehen.

Und welche Möglichkeiten haben wir Menschen heute, Christus zu entdecken? Ein Weg sind natürlich die vier Evangelien – dort können wir vieles von ihm erfahren. Wenn aber jemand das Evangelium gar nicht liest: wie soll und kann er Christus heute erkennen? Welche Möglichkeiten der Begegnung gibt es für ihn? „Ist es etwa nicht Aufgabe der

Kirche, das Licht Christi in jeder Epoche der Geschichte wiederzuspiegeln, sein Antlitz auch vor den Generationen des neuen Jahrtausends erstrahlen zu lassen? (NMI 16).

Vielleicht ist das der erste Schritt, wenn wir bedenken, dass jeder von uns von Christus berufen ist: **Jeder Christ ist berufen, Ihn sichtbar zu machen, denn die anderen sollen Christus in seiner Kirche entdecken können**, (die ja aus lauter Einzelexemplaren von „Schafen“ und „Hirten“ besteht). Dazu gibt es aber einen großen Trost (Gott sei Dank): Wenn wir „Kirche“ sagen, müssen wir nicht nur an hier und heute, an uns – und unser manchmal so wenig mitreisendes Beispiel – denken, sondern wir dürfen getrost auch zu den Heiligen, die uns vorangegangen sind, Zuflucht nehmen: Um sie als Vorbilder zu zeigen, und um uns zu ermutigen, diesen Weg auch für uns selbst zu erkunden und zu versuchen, ihn Schritt für Schritt, Tag für Tag, zu gehen.

Wieder der Papst (NMI 30): „Ohne Umschweife sage ich vor allen anderen Dingen: Die Perspektive, in die der pastorale Weg eingebettet ist, heißt Heiligkeit.“ Nach dem Jubiläumsjahr beginnt 2001 „wieder der ordentliche Weg, doch der Hinweis auf die Heiligkeit bleibt mehr denn je ein dringendes Desiderat der Pastoral“. „Einen Katechumenen fragen: ‚Möchtest du die Taufe empfangen?‘, das schließt gleichzeitig die Frage ein: ‚Möchtest du heilig werden?‘ Es bedeutet, seinen Lebensweg vom Radikalismus der Bergpredigt leiten zu lassen: Ihr sollt vollkommen sein, wie es auch euer himmlischer Vater ist.“ ... „Das Konzil selbst hat erklärt, dass man

dieses Ideal der Vollkommenheit nicht falsch verstehen darf, als sei es eine Art außerordentlichen Lebens, das nur von einigen „Genies“ der Heiligkeit geführt werden könnte. **Die Wege der Heiligkeit sind vielfältig und der Berufung eines jeden angepasst**“ (NMI 31).

Wir versuchen, bis zum Horizont zu schauen und die Frage zu stellen: Worum geht es? Wie ist es grundsätzlich möglich, dem Ruf zu antworten? Was wartet auf mich? Und dort an diesem Horizont der christlichen Berufung sehen wir also die Heiligen, allen voraus Maria ..., und wir sehen „das Desiderat der Pastoral“, **dass wir alle Heilige sein beziehungsweise werden sollen.**

Machen wir uns also jetzt die Fähigkeit des menschlichen Seelen Auges zu Nutze, fokussieren zu können, holen wir uns die Gestalten am Horizont dicht vor das Auge der Seele, um Einzelheiten wahrzunehmen und Konkretes zu lernen. Wie kann und soll die Berufung eines normalen Christen heute vernommen und beantwortet werden? Wie können wir sie transponieren?

Nicht umsonst hat der Herr uns vom Kreuz herab seine Mutter gegeben: Sie ist die, die uns am meisten dazu beibringen kann.

Wir haben schon eingangs gesagt, dass sie den „Idealfall“ christlicher Berufung darstellt: Niemand in der Menschheitsgeschichte hat wohl so ganz und gar wach und bereit geantwortet, wie Maria. Sie ist aber nicht nur „Idealfall“, sondern zugleich „Normalfall“: Ihre Berufung erreicht sie im Alltag. Wir wissen nichts von spektakulären Vorleistungen, etc. Ihre Berufung lässt sie auch im Alltag. Sie bleibt in ihrem normalen

Umfeld, ohne Aufsehen erregende Besonderheiten, in einer Situation, bei der es nicht verboten erscheint, sie mit der unseren zu vergleichen – im Gegenteil! Achten wir also auf ein paar der Grundhaltungen, die wir bei Maria finden, um dann zu sehen, ob sich das nicht auch in unsere Situation hereinholen lässt. Ich habe aus der großen Fülle vier dieser Haltungen herausgepickt, einen kleinen, subjektiv gewählten Bereich all dessen, was zu diesem Thema zu sagen wäre.

1. Da ist bei Maria zunächst einmal eine enorme Bereitschaft zu verzeichnen, **„mitzumachen“**, sich von Gott die eigenen Pläne auf den Kopf stellen zu lassen, und dabei selbstverständlich „mitzuspielen“.

Schauen wir auf die erste Szene, in der uns von ihr berichtet wird – der erste Moment ihrer Berufung Durch den Engel schlägt Gott ihr vor, ihrem bisherigen Lebensprojekt eine völlig neue Wendung zu geben und lässt an sie sozusagen die Einladung ergehen „Machst du mit?“ – und wir werden Zeugen, wie Maria, ohne irgendwie zu problematisieren, „Ja“ sagt (man meint aus dem Ton sogar zu hören „ja gerne“) und sich auf diese einschneidende Wende einzulassen – vielleicht, weil ihr so unzweifelhaft klar war: Gott kann nichts anderes als Gutes tun. Er kann mir nichts Anderes als etwas Gutes vorschlagen und antun.

Da haben wir ein erstes Charakteristikum wohl jeder christlichen Berufung: Er ruft in Seiner Logik, mit Seinen Plänen, in dem Moment, der Ihm der beste zu sein scheint, in den Umständen, die Er für die richtigen hält – und fragt

nicht vorher um Erlaubnis: Er mischt sich souverän, liebevoll, mächtig, allwissend, in ein kleines menschliches Leben ein und wartet dann respektvoll und ernsthaft auf eine Antwort, die unter Umständen sehr folgenreich ist (ganz Analoges wie bei Maria finden wir auch in den anderen Berufungsgeschichten, die uns das AT und das NT berichten).

2. Was bringt uns Maria noch bei? Ich würde meinen, eine große Fähigkeit, immer offen zu bleiben für Überraschungen. Wenn man unbefangene die Stellen des Evangeliums, in denen uns Maria begegnet, daraufhin überblickt, ob in ihrem Leben irgendwann einmal irgendetwas so ging, wie sie sich das hätte wünschen oder vorstellen können, so muss man nüchtern feststellen, dass die Evangelisten offenbar darauf erpicht waren, uns zu zeigen: **Maria war die Frau, die immerzu Überraschungen erlebte** (gleiches gilt übrigens für den heiligen Josef): kurz vor der Niederkunft werden sie nach Bethlehem geschickt; bei treuer Gesetzeserfüllung im Tempel begegnen ihnen zwei seltsame Gestalten, und Maria wird so etwas wie ihr eigenes Todesurteil verkündet; dann müssen sie, um kriminellen Machenschaften des Regierungschefs zu entkommen, mit einem Kleinkind in ein fremdes Land auswandern; dann folgen dreißig Jahre offenbar völliger Unscheinbarkeit: vielleicht hat sich Maria schon ab und zu die Frage gestellt, ob alles Vorherige überhaupt wahr gewesen war, ob sich die Pläne Gottes inzwischen geändert hätten; während des öffentlichen Lebens des Herrn: scheinbare Zurückweisungen in Serie; unter

dem Kreuz des Herrn, der schlechteste Tausch, den man sich denken konnte: den besten aller Söhne hergeben zu müssen und von ihm statt dessen ein Rudel von Feiglingen anvertraut zu bekommen, et cetera.

Hier wäre also noch ein Merkmal christlicher Berufung: das Leben mit Gott ist spannend, unberechenbar, rätselhaft; entweder der Gerufene stellt sich auf nie endende Überraschungen ein oder er fällt von einer Verwirrung in die nächste.

Ein Drittes: So „spannend und rätselhaft“ es auch manchmal sein mag, das Normale bleibt das Normale. **Die alltäglichen Verpflichtungen waren für Maria (bei aller Offenheit für die neuen Bitten Gottes) der normale Stoff, um ein Leben zu führen, an dem Gott seine Freude hatte.** Der größte Teil ihres Lebens waren unscheinbare Jahre, in denen sie normale Freundschaften pflegte (man denke nur an ihr selbstverständlich vertrauensvolles Eingreifen bei der Panne während der Hochzeit von Kana); es gibt in keinem einzigen Vers des Evangeliums auch nur den leisesten Hinweis, dass sie eine Sonderbehandlung für sich in Anspruch genommen oder auf Rechte gepocht hätte.

Da finden wir also ein drittes Element wie sich Gott offenbar seine Lieblingskinder wünscht: nämlich bescheiden, ohne sich wichtig zu machen – liebevoll in der Erfüllung der ganz normalen Pflichten, wie sie sich aus den verschiedenen Rollen des Einzelnen ergeben.

4. Ein vierter Bereich: Die Frustrationstoleranz Mariens ist ungeheuerlich. Grund für Unmut, Klagen oder Seufzen hätte sie – soweit wir das aus ihren wenigen Lebensdaten rekonstruieren kön-

nen – immer wieder gehabt. Nie jedoch, in keiner der Szenen, erleben wir sie als Spielverderber, nie hören wir Protest von ihr, nie ein Widerwort, nie ein Aufbegehren. **Sie hält die Frustrationen aus, weil sie treu und demütig ist, und sie kann treu und demütig sein, weil sie weiß: Gott ist nur gut.**

Gott sei Dank finden wir in den Evangelien auch die Schilderungen, wie mühsam die Apostel diese Haltungen lernten. Bei ihnen ging es nicht so schnell und „selbstverständlich“ wie bei Maria, aber am Ende sehen wir – nach einigem Auf und Ab – auch bei ihnen unverbrüchliche Treue (bis in den Tod) und eine deutlich gewachsene Bescheidenheit.

Womit wir ein viertes Merkmal christlicher Berufung benennen können: **die einmal an einen Menschen ergangene Berufung gilt in allen Wechselfällen**, die das Leben mit sich bringt. Ein frustriertes Sich-Zurückziehen hingegen gilt nicht. Gott ist treu, er ist nicht wankelmütig. Hinsichtlich unserer Neigung, „Frustrationen“ übermäßig ernst zu nehmen, kann uns das einiges sagen. Wenn wir wollen, haben wir in dieser Erkenntnis eine kräftig sprudelnde Quelle inneren Friedens.

Soweit diese Pinselstriche, und nun? Der Papst hat uns gesagt, die christliche Berufung sei eine Berufung zur Heiligkeit und wir haben versucht, ein paar schüchterne Blicke auf dieses Phänomen zu werfen. Gibt der Heilige Vater uns auch noch einen Tipp, wie wir diesen Weg gehen können?

Ein Wegweiser liegt wohl schon in der gewählten Begrifflichkeit von „Ruf und Antwort“: Sie implizieren einen Kontakt zwischen zwei Personen, einen

Dialog, ein Gespräch, etwas, was Einheit schafft. „Für diese Pädagogik der Heiligkeit braucht es ein Christentum, das sich vor allem durch die Kunst des Gebetes auszeichnet“ (NMI 32). Und einige Sätze weiter: „Ist es nicht vielleicht ein Zeichen der Zeit, dass man heute in der Welt trotz der weitreichenden Säkularisierungsprozesse ein verbreitetes Bedürfnis nach Spiritualität verzeichnet, das größtenteils eben in einem erneuerten Gebetsbedürfnis zum Ausdruck kommt.“ – Hier ein kleiner Einschub aus meiner Arbeit: Ich staune immer wieder, wie hoch der Prozentsatz unter meinen Patienten ist, die schon im ersten Gespräch, wenn ich auch nur das kleinste ehrliche Angebot in dieser Richtung mache, darüber sprechen, – dass sie beten (was auch immer der Einzelne darunter versteht); und wieviel Stütze es ihnen bedeutet. –

„Da uns die Gnade gegeben ist, an Christus zu glauben, den Offenbarer des Vaters und Retter der Welt, haben wir die Pflicht zu zeigen, in welche Tiefe die



Sano di Pietro: Mariä Himmelfahrt

Beziehung zu ihm zu führen vermag.“ „Ja, liebe Schwestern und Brüder, unsere christlichen Gemeinden müssen echte Schulen des Gebets werden, wo die Begegnung mit Christus nicht nur im Flehen um Hilfe Ausdruck findet, sondern auch in Danksagung, Lob, Anbetung, Betrachtung, Zuhören, Leidenschaft der Gefühle bis hin zu einer richtigen Liebenschaft des Herzens. Ein intensives Gebet also, das jedoch nicht von der historischen Aufgabe ablenkt: Denn während es auf Grund seiner Natur das Herz für die Gottesliebe öffnet, öffnet es dieses auch für die Liebe zu den Brüdern- und befähigt sie, die Geschichte nach Gottes Plan aufzubauen“ (NMI 33).

Gebet also – als „conditio sine qua non“ – ehrliches Bemühen um ein persönliches Gebetsleben jeden Tag weil es jeden Tag darum geht, auf den Ruf Gottes heute zu antworten. Der Papst hält das auch für uns „normale Christen, normale Kirchenschafe für unerlässlich: „Man ginge fehl, würde man annehmen, die gewöhnlichen Christen könnten sich -, mit einem oberflächlichen Gebet zufrieden geben, das ihr Leben nicht zu erfüllen vermag. Besonders angesichts der zahlreichen Prüfungen, vor die die heutige Welt den Glauben stellt, wären sie nicht nur – mittelmäßige Christen, sondern „gefährdete Christen“ (NMI 34).

Wie kam es zum Synodalen Weg?



Anna Preckel stammt aus Nordrhein-Westfalen und studierte in Münster, in Berlin und in Rom Journalistik und Medienwissenschaften und arbeitete dann für verschiedene deutsch-italienische

*Onlineportale. Sie erstellte Beiträge für die Presse, den Rundfunk und das Fernsehen, neben ZDF-Kulturzeit, auch für das italienische Fernsehen RAI-Uno. Seit 2009 ist sie bei Radio Vatikan angestellt. 2019 schrieb sie das Buch „Der Synodale Weg“ Fragen und Antworten, erschienen 2020 im Verlag Katholisches Bibelwerk, Stuttgart. Man kann sich natürlich auf der Webseite [*daler.weg.de über den aktuellen Stand informieren, das Buch gibt uns aber einen ersten guten Einblick in die Thematik und Problematik „Synodaler Weg in Deutschland“. Aus ihm stammen die Beiträge für das Sodalenblatt: Wie kam es zum synodalen Weg? Wer hat die Debatten vorbereitet? Worum geht es beim Machtforum, im Forum Sexualmoral, worum geht es im Priesterforum und im Frauenforum? Darüber hinaus stellt sie sich die Frage: Wird der Synodale Weg die katholische Kirche verändern?*](http://www.syno-</i></p>
</div>
<div data-bbox=)*

Wie kam es zum Synodalen Weg?

Es kriselt und brodeln in der katholischen Kirche in Deutschland. Mit dem Priestermangel, dem Glaubensschwund

sowie Skandalen rund ums Geld und sexuellen Missbrauch hatte sie ja schon länger zu tun. Im Herbst 2018 war dann ein neuer Tiefpunkt erreicht. Laut einer von den Bischöfen in Auftrag gegebenen Studie zu sexuellem Missbrauch in der katholischen Kirche, der ersten bundesweiten Auswertung, lagen bei 1670 Klerikern Beschuldigungen vor. Die Rede war von 3.677 durch Missbrauch Betroffenen im Zeitraum von 1946 bis 2014, die Dunkelziffer wurde noch höher geschätzt. Die Studie bescheinigte der katholischen Kirche zudem verheerende Fehler im Umgang mit dem Problem des sexuellen Missbrauchs. Statt es an der Wurzel zu packen, wurde versetzt, vertuscht und vergeben, wie die kirchlichen Akten zeigten, die ausgewertet wurden. Auch für die jüngere Zeit waren zahlreiche Fälle vermerkt.

Die Bischofskonferenz sprach mit Blick auf diese Ergebnisse von „Erschütterungen“ und einer „Zäsur“ für die katholische Kirche. Die Emotionen schlugen hoch, die Debatte wurde hitziger. Mit der Frauengruppe Maria 2.0 gingen Teile des katholischen Kernmilieus auf die Barrikaden, andere Menschen wandten sich ganz von der Kirche ab. Kritik kam jetzt zunehmend auch aus der Kirche selbst, und der Ruf nach grundsätzlichen Reformen wurde lauter. Diskussionen über klerikale Macht und „Risikofaktoren“ für Missbrauch in der Kirche, über mehr Mitsprache für Laien und Frauen gewannen an neuer Fahrt. Vor dem Hintergrund immer neuer Enthüllungen auch in anderen Ländern der Welt und in höchsten kirchlichen Kreisen geriet das System Kirche zunehmend ins Visier. Angesichts der

offenbar gewordenen Vertuschungen war der „Verdacht entstanden, die Kirche diene nur ihrem eigenen Vorteil und der Sicherung ihrer Macht“, brachte der päpstliche Missbrauchsbeauftragte Pater Hans Zollner dies auf den Punkt. Die Kirche müsse jetzt „über ihre jahrzehnte- und jahrhundertlang eingeübten Denkmuster streiten. Keine Beschäftigung mit dem Einzelfall und kein päpstliches Machtwort kann das ersetzen“, so der Jesuit, der im Februar 2019 eine internationale Kinderschutzkonferenz im Vatikan ausrichtete.

Fehlendes Vertrauen in die Kirche

Mehr als 200 000 Menschen traten 2018 in Deutschland aus der katholischen Kirche aus. Es war die zweithöchste Zahl seit Ende des Zweiten Weltkrieges. Bis 2060 könnte sogar die Hälfte der Kirchenmitglieder wegbrechen. Eine Ursache dafür dürfte der sexuelle Missbrauch sein. Das Vertrauen in die Kirche hat sehr gelitten. Der Gemeinwohlatlas 2019 zeigt wie sehr, laut dem die katholische Kirche aktuell auf Platz 102 liegt, das ist ziemlich weit hinten und knapp vor dem Deutschen Fußballbund.

Ein Weg der Erneuerung und Umkehr

Vom Missbrauchsdebakel und dem Aufbruch im Kirchenvolk umgetrieben beschlossen die deutschen Bischöfe bei ihrer Frühjahrsvollversammlung 2019 in Lingen einen „verbindlichen Synodalen Weg“. Angesichts der „schweren Krise“ der Kirche setzen sie sich ab Dezember 2019 mit dem Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK) zusammen, um über kirchliche Reformen zu sprechen. Dabei wird im Rahmen

einer strukturierten, zunächst zweijährigen Debatte über Macht und Ämter in der Kirche, Priester, Sexualmoral und die Beteiligung von Frauen und Laien diskutiert. Grundsätzlich geht es um einen „Weg der Umkehr und Erneuerung“, heißt es in der Präambel zum Synodalen Weg. Dabei setze man auf das „große Engagement aller, die in der Kirche aktiv mitarbeiten“.

Bei der Suche nach Reformwegen für die Kirche in Deutschland liegt der Akzent gewollt auf „gemeinsam“: Das Wort „synodal“ leitet sich vom griechischen Begriff „synodos“ „ab und bedeutet „gemeinsamer Weg“. Papst Franziskus hat sich im Juni 2019 in einem Brief an Deutschlands Kirche grundsätzlich offen gegenüber dem Projekt gezeigt.

(Wer verantwortet den Synodalen Weg?)

Dieses Kapitel im Buch nicht übernommen. Die Redaktion)

Wer hat die Debatten vorbereitet?

Für die Vorbereitung und Durchführung der Debatten greift ein Prozess, der in der Satzung des Synodalen Weges genau festgelegt ist. Grundsätzlich werden Themen und Debatten von der Bischofskonferenz (DBK) und dem Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK) gemeinsam aufbereitet und gestaltet.

Für die inhaltliche Vorbereitung der Debatten sind die sogenannten „Synodalforen“ zuständig, die jeweils unter der Leitung eines Mitgliedes der Deutschen Bischofskonferenz und eines Mitgliedes des Zentralkomitees der deutschen Ka-

tholiken arbeiten sollen. Über die Zusammensetzung dieser Foren wird auf der konstituierenden Sitzung der ersten Synodalversammlung Ende Januar 2020 entschieden.) Wie die Ausrichter des Synodalen Weges im Vorfeld bekanntgaben, sollen die jeweils 30 Mitglieder umfassenden Synodalforen ein breites Spektrum an Hintergründen, Fähigkeiten und Perspektiven abbilden. Verschiedene Altersgruppen sollen repräsentiert sein, ebenso Bischöfe, Ordens- und Gemeindepriester sowie Gemeindeferenten, Professoren, Vertreter des ZdK sowie anderer Organisationen.

Stimmrecht in den Synodalforen

Die Mitglieder der Synodalforen haben in ihrem Synodalforum gleiches Stimmrecht und sind an keine Weisungen aus den Gremien, die sie entsandt haben, gebunden. Inhaltlich knüpfen die Synodalforen an die Vorarbeit von vier Vorbereitungsgruppen beziehungsweise Vorforen an, die bis September 2019 zu den vier Themenschwerpunkten des Synodalen Weges gearbeitet haben. Ihre Arbeitspapiere sind auf den Internetseiten der DBK nachzulesen. Aufgabe der Synodalforen ist, Vorlagen für die Sitzungen der Synodalversammlung zu erarbeiten. Die Synodalversammlung ist das Beschlussgremium des Synodalen Weges.

Bereits bei der inhaltlichen Vorarbeit zum Synodalen Weg fiel die heterogene Zusammensetzung der Arbeitsgruppen auf, die sich der vier Themenbereiche annahmen. Die Standpunkte und Erfahrungen der Teilnehmer lagen bisweilen weit auseinander, so dass in den

jeweiligen Arbeitspapieren Tabellen aufgeführt wurden, um die unterschiedlichen Standpunkte zu dokumentieren.

Forum „Macht, Partizipation, Gewaltenteilung“

Das Forum „Macht, Partizipation, Gewaltenteilung“ leiteten Bischof Karl-Heinz Wiesemann aus Speyer und ZdK-Vizepräsidentin Claudia Lücking-Michel. In diesem Vorbereitungsforum waren neben Wiesemann die Bischöfe Gregor Maria Hanke, Gebhard Fürst und Franz-Josef Overbeck beteiligt. Sie saßen mit ZdK-Vertretern, mehreren Diözesanvertretern und vielen Hochschulprofessoren in der Runde. Mit Andrea Fischer, die als unabhängige Missbrauchsbeauftragte des Bistums Hildesheim teilnahm, war auch eine Ex-Ministerin vertreten.

Forum „Sexualmoral“

An der Spitze des Forums „Sexualmoral“ standen die Vizepräsidentin des Katholischen Deutschen Frauenbundes (KDFB), Birgit Mock, und der Limburger Bischof Georg Bätzing. Mit in der Runde saßen zudem die Bischöfe Reiner Koch und Franz-Josef Bode. Mit den beiden Vertretern des Bundes der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ) Lisi Maier und Thomas Andonie waren zwei Repräsentanten der jüngeren Generation vertreten. Weitere Teilnehmer kamen aus den Bereichen katholische Frauenarbeit, Seelsorge und Moraltheologie.

Forum „Priesterliche Lebensform“

Das Forum „Priesterliche Lebensform“ verantworteten der Geschäftsführer

des Katholischen Verbandes für Soziale Dienste in Deutschland (SKM), Stephan Buttgerit aus Haltern, und Bischof Felix Genn aus Münster. Die vorbereitende Diskussionsrunde fiel mit elf Personen etwas kleiner als in den anderen Vor-Forren aus. Neben den Bischöfen Genn, Peter Kohlgraf und Wolfgang Ipolt waren mit dem Jesuiten Stephan Kessler und der Franziskanerin Katharina Kluitmann auch zwei Ordensvertreter dabei.

Forum „Frauen in Diensten und Ämtern der Kirche“

Das Forum „Frauen in Diensten und Ämtern der Kirche“ wurde von der Theologieprofessorin Dorothea Sattler von der Universität Münster und Bischof Franz-Josef Bode aus Osnabrück geleitet, dem Frauen-Beauftragten der DBK. In dieser Gruppe saßen mit zehn Teilnehmerinnen, davon zwei Ordensfrauen und mehrere Professorinnen, zwei Drittel Frauen. Zu den Fürsprecherinnen der Frauenordination gehörten in der Runde die Vorsitzende des Netzwerkes „Diakonat der Frau“ Irmentraud Kobusch und die Franziskanerinnen-Oberin Katharina Ganz. Die Pastoralreferentin Daniela Engelhard, seit 2002 Leiterin des diözesanen Seelsorgeamtes Osnabrück, war die erste Frau in Deutschland in einer solchen Führungsposition. Unter den männlichen und geweihten Teilnehmern des Frauen-Vor-Forums waren neben dem Vorsitzenden Bode auch die Bischöfe Michael Gerber und Stefan Heße vertreten. Aufgrund thematischer Überschneidungen zum Macht-Forum wurde eine Zusammenarbeit der beiden Gruppen angekündigt.

Die Themen

Ein Blick in die Arbeitspapiere der vier vorbereitenden Foren zeigt Grundlinien auf, an denen sich die Debatten beim Synodalen Weg orientieren werden. Bei der Sitzung der erweiterten Gemeinsamen Konferenz am 13./14. September 2019 in Fulda hatten sich Bischöfe und Laien-Vertreter über die bislang geleistete Vorarbeit ausgetauscht. Ab der ersten Synodalversammlung Ende Januar 2020 werden die einzelnen Themen dann in der Synodal-Versammlung schließlich zur Abstimmung vorgelegt werden können. Die Arbeitstitel der Vor-Foren wurden für die Synodalforen des Synodalen Weges leicht modifiziert.

Worum geht es im Macht-Forum?

„Macht und Gewaltenteilung in der Kirche: Gemeinsame Teilhabe und Teilnahme am Sendungsauftrag“ lautet der volle Titel dieses Forums. Ein Schwerpunkt dabei: der klerikale Machtmissbrauch, der vor allem im Zuge des Missbrauchsskandals offenbar geworden war. Auf dem Synodalen Weg soll geklärt werden, „was getan werden muss, um den nötigen Machtabbau zu erreichen und eine gerechtere und verbindliche Ordnung aufzubauen.“

Kirchliche Verwaltungsgerichte

Konkret soll zum Beispiel überlegt werden, ob sich für den Bereich der Deutschen Bischofskonferenz unabhängige kirchliche Verwaltungsgerichte einrichten ließen. Neu ist diese Forderung nicht, bereits bei der Würzburger Synode war

1975 der Entwurf für eine solche juristische Instanz vorgestellt worden, die jedoch nie verwirklicht wurde. Im Kontext des Missbrauchsskandals hatte die Forderung zuletzt wieder an Fahrt aufgenommen. Das Zentralkomitee der deutschen Katholiken hofft nun, dass es auf dem Synodalen Weg dazu einen Durchbruch geben könnte. Möglicherweise werde die Frage „eine der ersten sein, bei der wir erleben, dass die Bischöfe endlich vom Reden ins Handeln kommen“, zeigte sich ZdK-Präsident Thomas Sternberg hoffnungsvoll: „Es ist wirklich höchste Zeit.“

Klerikalismus

Offen für eine Reform in diesem Bereich hat sich der emeritierte Kurienkardinal Walter Kasper gezeigt, der die Einführung solcher Verwaltungsgerichte als Beschwerde-Instanzen fordert. „Wenn wir zu Recht über arroganten, selbstverliebten Klerikalismus und Machtmissbrauch in der Kirche klagen, dann müssen wir doch auch sehen, welche Formen von Machtbegrenzung und Machtkontrolle sich anderswo bewährt haben, etwa in demokratischen Gemeinwesen“, sagte er im Frühjahr 2019 in einem Interview. „Von einem Bischof zu verlangen, das sehr seine eigenen Gesetze oder die Gesetze Roms einhält, ist weder unbillig noch schränkt es den Bischof ungebührlich ein. Es würde seine Autorität im theologischen Sinne nichts nehmen, sondern im Gegenteil seine Autorität, zu mehr Transparenz und Glaubwürdigkeit beitragen.“

Beteiligung von Laien

Weiter geht es im Macht-Forum grundsätzlich um Fragen der Teilhabe und der

stärkeren Beteiligung von Laien, wie das Arbeitspapier der Vorbereitungsgruppe aufzeigt. Leitfragen sind hier: Welche Aufgaben könnten Laien in der Kirche stärker als bisher übernehmen? Wo könnten Kleriker mehr Macht abgeben? Wie lässt sich Kirche insgesamt gemeinschaftlicher gestalten? Wer darf welche kirchlichen Ämter warum ausüben und wer nicht?

Dazu gibt es bereits konkrete Vorschläge, über die diskutiert werden soll. Die allgemeine Richtung ist: Laien sollen mehr gestalten und mitbestimmen können. Die kirchlichen Dienste, einschließlich des Bischofsamtes, sollen in ihrem Wirken und Kooperieren „verbindlich festgeschrieben“ werden. Mehr Mitsprache der Laien könnte es zum Beispiel bei der Verteilung der Kirchensteuer geben, auch für die Heilige Messe könnte man einen Predigtendienst von Gläubigen beschließen. Zudem könnten Leitungssämer ausschließlich auf Zeit vergeben und Führungspersonen auf allen Ebenen durch unabhängige Gremien kontrolliert werden, um Machtmissbrauch vorzubeugen. Theologisch begründet wird die angepeilte Umverteilung mit einer „fundamentalen Gleichrangigkeit aller Kirchenmitglieder“, die sich „im gemeinsamen Priestertum aller Gläubigen“ ausdrückt. Strukturen und Machtverhältnisse müssten demnach „am Maßstab des Evangeliums überprüft und korrigiert werden“, vonnöten sei eine grundlegende Reform. Der Synodale Weg soll dabei klären, „welche Möglichkeiten das Kirchenrecht bereits gegenwärtig bietet und welche Änderungen einer neuen rechtlichen Fassung bedürfen würden.“

Weihe und Macht

Zur Sprache kommen soll im Macht-Forum auch die Frage, inwieweit Leitungsgewalt und Entscheidungsmacht notwendig an eine Weihe geknüpft sein müssen. Nach dem bisherigen Modell sind es vor allem Bischöfe, denen in vielerlei Hinsicht Macht zugesprochen wird. Hier könnte man Kompetenzen und Verantwortlichkeiten auf mehrere Köpfe, insbesondere Laien, verteilen. In einer Audienz für Mitarbeiter des vatikanischen Laien-Dikasteriums beauftragte der Papst im November 2019 zum Beispiel erstmals auch die Besetzung von Spitzenämtern der Kurie mit Frauen. (5) Diese Ämter sind im Vatikan bislang fast ausschließlich von Erzbischöfen oder Kardinälen besetzt.

Päpstliche Kritik des Klerikalismus

Dass die Machtfrage in der katholischen Kirche heute mit Nachdruck gestellt wird, kann sicher nicht getrennt von Papst Franziskus gesehen werden. Regelmäßig übt er Kritik am Klerikalismus, womit der Papst die Selbstüberhöhung und Überlegenheitsgefühle mancher Kleriker gegenüber Laien meint. Unvergessen ist seine Weihnachtsansprache an die Römische Kurie, in der er 15 kuriale Krankheiten benannte und den Kardinälen ins Gewissen redete. Auch den Zusammenhang zwischen Machtmissbrauch und sexuellem Missbrauch hat der Papst benannt. Sexueller Missbrauch sei „immer die Folge von Machtmissbrauch, der Ausbeutung der schwächeren Position der wehrlosen missbrauchten Person, welche die Manipulierung ihres Gewissens und ihrer psychischen und körperlichen

Schwachheit ermöglicht“, sagte er im Februar 2019 bei einer internationalen Kinderschutzkonferenz im Vatikan.

Worum geht es im Forum Sexualmoral?

Unter dem Titel „Leben in gelingenden Beziehungen – Liebe leben in Sexualmoral und Partnerschaft“ sollen in diesem Forum Fragen der kirchlichen Sexualmoral behandelt werden. Hintergrund ist der Glaubwürdigkeitsverlust der Kirche in Fragen der Sexualmoral in Zusammenhang mit den Missbrauchsfällen und zweitens die schon länger beklagte Kluft zwischen der kirchlichen Lehre und dem Leben der Gläubigen. „Der Vorwurf lastet schwer, die Kirche genüge ihren eigenen hohen moralischen Ansprüchen nicht“, heißt es im Arbeitspapier der vorbereitenden Gruppe mit Blick auf die Fälle sexuellen Missbrauchs in der Kirche. Immer weniger Menschen trauten der Kirche nach den Missbrauchsskandalen überhaupt noch ein Urteilsvermögen in Fragen der menschlichen Sexualität zu.

Empfängnisverhütung, außerehelicher Sex, wiederverheiratete Geschiedene und Homosexualität

Eine Kluft zwischen Lehre und Leben zeige sich heute besonders hinsichtlich Fragen der Empfängnisverhütung, des außerehelichen Sex, der wiederverheirateten Geschiedenen und der homosexuellen Partnerschaften, heißt es weiter. Kardinal Reinhard Marx formulierte dazu im Vorfeld des Synodalen Weges: „Die Sexualmoral der Kirche hat entscheidende Erkenntnisse aus Theologie und Hu-

manwissenschaften noch nicht rezipiert. Die personale Bedeutung der Sexualität findet keine hinreichende Beachtung. Wir spüren, wie oft wir nicht sprachfähig sind in den Fragen an das heutige Sexualverhalten“. Die Moralverkündigung gebe der überwiegenden Mehrheit der Getauften keine Orientierung.

Im Umgang mit und der Bewertung von Homosexualität hat Papst Franziskus seit seinem Amtsantritt eine gewisse Offenheit gezeigt. Es wandte sich im Jahr 2013 gegen die Ausgrenzung und Diskriminierung von Homosexuellen. Auf seinem Rückflug vom Weltjugendtag in Brasilien sagte er vor Journalisten: „Wenn einer homosexuell ist und Gott sucht und guten Willen hat – wer bin dann ich, ihn zu verurteilen?“ Gleichwohl lehnt die katholische Kirche auch unter Franziskus eine gelebte Homosexualität und die gleichgeschlechtliche Ehe ab.

Das Vorbereitungsforum zum Thema Sexualmoral war sich bei der Frage, ob es eine neue kirchliche Sexualmoral braucht, nicht ganz einig, wie aus seinem Arbeitspapier hervorgeht. Eine Mehrheit der Teilnehmer hielt es für notwendig, die bisherigen Normen grundsätzlich zu überprüfen. Wogegen ein anderer Teil forderte, sie müssten heute lediglich plausibler erklärt und vermittelt werden. Dementsprechend unterschiedliche Antworten gaben die Teilnehmer hinsichtlich konkreter Fragen der Sexualität und des Umgangs mit Sexualität. Uneins war man sich zum Beispiel bei der Frage der sexuellen Selbstbestimmung und hinsichtlich einer Segnung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften.

Evangelii gaudium und Amoris laetitia

Für die Vorbereitung des Gesprächsforums zum Thema Sexualmoral wurden Ergebnisse von Befragungen einbezogen, die Papst Franziskus im Vorfeld der beiden Weltbischofssynoden zum Thema Ehe und Familie von 2014 und 2015 weltweit unter Gläubigen durchführen ließ. Es war das erste Mal, dass der Vatikan auf diese Weise Meinungen der Gläubigen in die Vorbereitung einer Synode einbezog. Auch stützte sich das Vor-Forum zur Sexualmoral auf die beiden Schreiben von Papst Franziskus „Evangelii gaudium“ (2013) und „Amoris laetitia“ (2016). In „Evangelii gaudium“ hatte er dazu ermutigt, das Evangelium nicht mit erhobenem Zeigefinger, sondern mit Frische und Freude zu vermitteln. In „Amoris laetitia“ hatte der Papst betont, dass das Gewissen der Gläubigen bei Fragen der Ehe und Familie ernster genommen werden müsse.

Worum geht es im Priester-Forum?

Sendung aller Gläubigen

Die Aufgaben, das Amt und die Lebensform der Priester in der heutigen Zeit sind ein Schwerpunkt des Forums „Priesterliche Existenz heute“. Allerdings legte das vorbereitende Forum Wert darauf, die priesterliche Existenz „nicht als Stand, sondern nach den Kriterien der Evangelisierung“ zu behandeln und grundsätzlich über die Sendung aller Gläubigen in einer säkularer werdenden Gesellschaft zu sprechen. Der Ansatz ist hier, dass Priester ebenso wie nicht geweihte Gläubige Wege finden müssen,

um auf den Glaubensschwund und die Krise der Kirche zu reagieren.

Zölibatäre Lebensform

Gleichwohl waren im Kontext des Missbrauchsskandals gerade klerikale Lebensformen und Ämter problematisiert worden. Mit Blick auf die katholischen Geistlichen war von Schwierigkeiten mit der eigenen Sexualität und dem Zölibat sowie Amtsmissbrauch die Rede gewesen. „Wir wissen, dass die Lebensform der Bischöfe und Priester Änderungen fordert, um die innere Freiheit aus dem Glauben und die Orientierung am Vorbild Jesu Christi zu zeigen“, formulierte Kardinal Marx im Vorfeld des Synodalen Weges: „Den Zölibat schätzen wir als Ausdruck der religiösen Bindung an Gott. Wie weit er zum Zeugnis des Priesters in unserer Kirche gehören muss, werden wir herausfinden.“ Im Vor-Forum zur priesterlichen Existenz wurde dann unter anderem die Frage formuliert, ob der Zölibat die allein angemessene Lebensform der Priester sei.

Ausbildung und Rollenbild

Weitere Fragen, die beim Synodalen Weg mit Blick auf die Priester zur Sprache kommen sollen, beziehen sich auf die Ausbildung und Eignung, persönliche Reife und Identität sowie den Umgang mit unterschiedlichen sexuellen Orientierungen. Zudem soll es um das Rollenbild der Priester und das Verhältnis von Sakramentalität und Macht gehen. Dabei soll überlegt werden, wie einer Selbstüberhöhung und einem Machtmissbrauch im Priesteramt vorgebeugt werden kann.

Heutiges Berufsbild der Priester

Alltag und Berufsbild der Priester haben sich in den letzten Jahren stark verändert. Priester müssen heute nicht nur Seelsorger sein, sondern in ihrem Alltag oft auch als Manager und Vermittler auftreten. Sie sind selten nur noch für einzelne Gemeinden zuständig, sondern müssen sich um Großpfarreien kümmern, die vielfältige Herausforderungen mit sich bringen. Für die Priester bedeutet dies oft eine Zerreißprobe, Frust und Erschöpfung. Hinzu kommt, dass die Strukturreformen bei vielen Gläubigen umstritten sind, die damit ein Ende der Seelsorge und die Abschaffung der Kirche vor Ort vorhersehen. Eine weitere Frage, die deshalb beim Synodalen Weg thematisiert werden soll, ist die Amtsfrustration: Wie und wo ließe sich das priesterliche Leben besser gestalten? Hier ließe sich etwa über gemeinschaftliche Lebensformen von Geistlichen sowie neue Formen der Gemeindeleitung sprechen.

Frauenpriestertum kein Thema

Die Teilnehmer des Vor-Forums waren im Grundsatz uneins darüber, ob das Priesteramt auch für Frauen gedacht werden kann. Deshalb verweisen sie bei dieser Frage auf das Frauen-Forum beim Synodalen Weg, wo dieses Thema zur Sprache kommen soll.

Worum geht es im Frauen-Forum?

Rolle der Frau in der Kirche

Das Forum „Frauen in Diensten und Ämtern in der Kirche“ stellt die Frage nach der Rolle der Frau in der Kirche. Dazu sollen auf dem Synodalen Weg

konkrete Vorschläge erarbeitet werden, wie Frauen stärker an der Kirchenleitung beteiligt werden können. Bereits existierende Gestaltungsmöglichkeiten im Rahmen des Kirchenrechtes müssten sichtbar gemacht und verbindliche Verabredungen dazu getroffen werden, heißt es im Arbeitspapier der vorbereitenden Arbeitsgruppe.

In diese Richtung zielt etwa das Mentoring-Programm für Frauen, das die Deutsche Bischofskonferenz seit 2015 in Zusammenarbeit mit dem Hildegardis-Verein für die Erzbistümer durchführt. Bei dem Förderprogramm geht es um alle Ämter, die nicht an ein Weiheamt geknüpft sind. Ein hohes Amt, in das in den letzten Jahren immer mehr Frauen aufsteigen, ist zum Beispiel das der Seelsorgeamtsleiterin.

Zugang von Frauen zu Weiheämtern

Das Zentralkomitee der deutschen Katholiken hatte ein Frauen-Forum für den Synodalen Weg ursprünglich vorgeschlagen; und zwar unter dem Titel „Zugang von Frauen zu Weiheämtern“. Auch wenn dieser Titel abgeändert wurde, soll beim Synodalen Weg auch das Thema Weiheämter für Frauen besprochen werden. Wie aus dem Arbeitspapier der Vorbereitungsgruppe hervorgeht, sollen Begründungen des Ausschlusses von Frauen von den Weiheämtern unter die Lupe genommen und theologische Gegenargumente angehört werden. Unter den geladenen Experten, Theologen und Kirchenrechtlern sollte, so war es ursprünglich geplant, auch die deutsche Theologin Marianne Schlosser sitzen. Aufgrund der Frage der Frauenordination ist Schlosser jedoch auf Dis-

tanz zum Frauen-Forum gegangen. Für sie ist eine Weihe von Frauen zum Priesteramt ausgeschlossen und lehramtlich abschließend geklärt.

Raum für weitere Entwicklung

Eine „Nagelprobe“ für den Reformwillen

In der öffentlichen Wahrnehmung sei die Frauenfrage eine „Nagelprobe“ für die Authentizität des Reformwillens der katholischen Kirche, hält das Vorbereitungsforum grundlegend fest. (Es gehe

um die Zukunft der römisch-katholischen Kirche, gingen der Institution doch gerade immer mehr Frauen verloren. Zudem seien mit dem Thema der Evangelisierungsauftrag, die Glaubwürdigkeit der Kirche und Fragen der Gerechtigkeit berührt. Papst Franziskus habe in seiner Schrift „Evangelii gaudium“ (2013) betont, es brauche Frauen an Stellen, wo wichtige Entscheidungen getroffen werden: es gebe also Raum für eine weitere Entwicklung.

Brief von Papst Franziskus an das pilgernde Volk Gottes in Deutschland am 29. Juni 2019



Papst Franziskus (Jorge Mario Bergoglio SJ), geboren am 17. Dezember 1936 in Buenos Aires, wurde am 13. März 2013 zum 266. Oberhaupt der katholischen Kirche gewählt. Er ist der erste Jesuit und der erste Lateinamerikaner auf dem Stuhl Petri. Zuvor war er Erzbischof von Buenos Aires in Argentinien (1998 – 2013).

Liebe Brüder und Schwestern,
Die Betrachtung der Lesungen der österlichen Festzeit aus der Apostelgeschichte hat mich bewegt, euch diesen Brief zu schreiben. In diesen Lesungen begegnen wir der allerersten apostolischen Gemeinde, die ganz von dem neuen Leben durchdrungen ist, das der Heilige Geist geschenkt hat, der gleichzeitig alle Umstände sogefügt hat, dass

daraus gute Anlässe zur Verkündigung geworden sind. Die Jünger schienen damals alles verloren zu haben und am ersten Tag der Woche, zwischen Bitterkeit und Traurigkeit, hörten sie aus dem Munde einer Frau, dass der Herr lebe. Nichts und niemand konnte das Eindringen des Ostergeheimnisses in ihr Leben aufhalten und zugleich konnten die Jünger nicht begreifen, was ihre Augen geschaut und ihre Hände berührt haben (vgl. 1 Joh 1,1).

Angesichts dessen und mit der Überzeugung, dass der Herr «mit seiner Neuheit immer unser Leben und unsere Gemeinschaft erneuern kann», möchte ich Euch nahe sein und Eure Sorge um die Zukunft der Kirche in Deutschland teilen. Wir sind uns alle bewusst, dass wir nicht nur in einer Zeit der Veränderungen leben, sondern vielmehr in einer Zeitenwende, die neue und alte Fragen aufwirft, angesichts derer eine Auseinanderset-

zung berechtigt und notwendig ist. Die Sachlagen und Fragestellungen, die ich mit Euren Hirten anlässlich des letzten *Ad-limina*-Besuches besprechen konnte, finden sicherlich weiterhin Resonanz in Euren Gemeinden. Wie bei jener Gelegenheit, möchte ich euch meine Unterstützung anbieten, meine Nähe auf dem gemeinsamen Weg kundtun und zur Suche nach einer freimütigen Antwort auf die gegenwärtige Situation ermuntern.

1. Mit Dankbarkeit betrachte ich das feine Netzwerk von Gemeinden und Gemeinschaften, Pfarreien und Filialgemeinden, Schulen und Hochschulen, Krankenhäusern und anderen Sozialeinrichtungen, die im Laufe der Geschichte entstanden sind und von lebendigem Glauben Zeugnis ablegen, der sie über mehrere Generationen hinweg erhalten, gepflegt und belebt hat. Dieser Glaube ist durch Zeiten gegangen, die bestimmt waren von Leiden, Konfrontation und Trübsal, und zeichnet sich gleichzeitig durch Beständigkeit und Lebendigkeit aus; auch heute noch zeigt er sich in vielen Lebenszeugnissen und in Werken der Nächstenliebe reich an Frucht. Die katholischen Gemeinden in Deutschland in ihrer Diversität und Pluralität (Verschiedenheit und Vielfalt) sind weltweit anerkannt für ihr Mitverantwortungsbewusstsein und ihre Großzügigkeit, die es verstanden hat, die Hand auszustrecken und die Umsetzung von Evangelisierungsprozessen in Regionen in benachteiligten Gegenden mit fehlenden Möglichkeiten zu erreichen und zu begleiten. Diese Großherzigkeit hat sich in der jüngeren Geschichte nicht nur in Form von ökonomischer und materieller Hilfe gezeigt,

sondern auch dadurch, dass sie im Laufe der Jahre zahlreiche Charismen geteilt und Personal ausgesandt hat: Priester, Ordensfrauen und Ordensmänner sowie Laien, die ganz treu und unermüdlich ihren Dienst und ihre Mission unter oft sehr schwierigen Bedingungen erfüllt haben. Ihr habt der Weltkirche große heilige Männer und Frauen, große Theologen und Theologinnen sowie geistliche Hirten und Laien geschenkt, die ihren Beitrag für das Gelingen einer fruchtbaren Begegnung zwischen dem Evangelium und den Kulturen geleistet haben, hin auf neue Synthesen und fähig, das Beste aus beiden für zukünftige Generationen im gleichen Eifer der Anfänge zu erwecken. Dies ermöglichte bemerkenswerte Bemühungen, pastorale Antworten auf die Herausforderungen zu finden, die sich Euch gestellt haben.

Hingewiesen sei auch auf den von Euch eingeschlagenen ökumenischen Weg, dessen Früchte sich anlässlich des Gedenkjahres „500 Jahre Reformation“ gezeigt haben. Dieser Weg ermuntert zu weiteren Initiativen im Gebet sowie zum kulturellen Austausch und zu Werken der Nächstenliebe, die befähigen, die Vorurteile und Wunden der Vergangenheit zu überwinden, damit wir die Freude am Evangelium besser feiern und bezeugen können.

2. Heute indes stelle ich gemeinsam mit euch schmerzlich die zunehmende Erosion und den Verfall des Glaubens fest mit all dem, was dies nicht nur auf geistlicher, sondern auch auf sozialer und kultureller Ebene einschließt. Diese Situation lässt sich sichtbar feststellen, wie dies bereits Benedikt XVI. aufgezeigt hat, nicht nur «im Osten, wie wir wissen, wo ein Großteil der Bevölkerung nicht

getauft ist und keinerlei Kontakt zur Kirche hat und oft Christus überhaupt nicht kennt», sondern sogar in sogenannten «traditionell katholischen Gebieten mit einem drastischen Rückgang der Besucher der Sonntagsmesse sowie beim Empfang der Sakramente». Es ist dies ein sicherlich facettenreicher und weder bald noch leicht zu lösender Rückgang. Er verlangt ein ernsthaftes und bewusstes Herangehen und fordert uns in diesem geschichtlichen Moment wie jenen Bettler heraus, wenn auch wir das Wort des Apostels hören: «Silber und Gold besitze ich nicht. Doch was ich habe, das gebe ich dir: Im Namen Jesu Christi, des Nazoräers, geh umher!» (Apg 3,6).

3. Um dieser Situation zu begegnen, haben Eure Bischöfe einen synodalen Weg vorgeschlagen. Was dieser konkret bedeutet und wie er sich entwickelt, wird sicherlich noch tiefer in Betracht gezogen werden müssen. Meinerseits habe ich meine Betrachtungen zum Thema Synodalität anlässlich der Feier des 50-jährigen Bestehens der Bischofssynode dargelegt. Es handelt sich im Kern um einen *synodos*, einen gemeinsamen Weg unter der Führung des Heiligen Geistes. Das aber bedeutet, sich gemeinsam auf den Weg zu begeben mit der ganzen Kirche unter dem Licht des Heiligen Geistes, unter seiner Führung und seinem Aufrütteln, um das Hinhören zu lernen und den immer neuen Horizont zu erkennen, den er uns schenken möchte. Denn die Synodalität setzt die Einwirkung des Heiligen Geistes voraus und bedarf ihrer. Anlässlich der letzten Vollversammlung der italienischen Bischöfe hatte ich die Gelegenheit, diese für das Leben der Kirche zentrale Wirklichkeit nochmals

in Erinnerung zu rufen, indem ich die doppelte Perspektive, die sie verfolgt, einbrachte: «Synodalität von unten nach oben, das bedeutet die Pflicht, für die Existenz und die ordnungsgemäßen Funktionsvorgänge der Diözese, der Räte, der Pfarrgemeinden, für die Beteiligung der Laien Sorge zu tragen... (vgl. cann. 469-494 CIC), angefangen bei der Diözese. So ist es nicht möglich eine große Synode zu halten, ohne die Basis in Betracht zu ziehen... Dann erst kommt die Synodalität von oben nach unten», die es erlaubt, in spezifischer und besonderer Weise die kollegiale Dimension des bischöflichen Dienstes und des Kirche-Seins zu leben. Nur so gelangen wir in Fragen, die für den Glauben und das Leben der Kirche wesentlich sind, zu reifen Entscheidungen. Möglich sein wird das unter der Bedingung, dass wir uns auf den Weg machen, gerüstet mit Geduld und der demütigen und gesunden Überzeugung, dass es uns niemals gelingen wird, alle Fragen und Probleme gleichzeitig lösen zu können. Die Kirche ist und wird immer Pilgerin auf dem Weg der Geschichte sein; dabei ist sie Trägerin eines Schatzes in irdenen Gefäßen (vgl. 2 Kor 4,7). Das ruft uns in Erinnerung: In dieser Welt wird die Kirche nie vollkommen sein, während ihre Lebendigkeit und ihre Schönheit in jenem Schatz gründet, zu dessen Hüterin sie von Anfang an bestellt ist. Die aktuellen Herausforderungen sowie die Antworten, die wir geben, verlangen im Blick auf die Entwicklung Reifungsprozess und die Zusammenarbeit eines ganzen Volkes über Jahre hinweg». Dies regt das Entstehen und Fortführen von Prozessen an, die uns als Volk Gottes

aufbauen, statt nach unmittelbaren Ergebnissen mit voreiligen und medialen Folgen zu suchen, die flüchtig sind wegen mangelnder Vertiefung und Reifung oder weil sie nicht der Berufung entsprechen, die uns gegeben ist.

4. In diesem Sinne kann man bei aller ernsthaften und unvermeidlichen Reflexion leicht in subtile Versuchungen geraten, denen man, meines Erachtens, besondere Aufmerksamkeit schenken und deshalb Vorsicht walten lassen sollte, da sie uns, alles andere als hilfreich für einen gemeinsamen Weg, in vorgefassten Schemata und Mechanismen festhalten, die in einer Entfremdung oder einer Beschränkung unserer Mission enden. Mehr noch kommt als erschwerender Umstand hinzu: Wenn wir uns dieser Versuchungen nicht bewusst sind, enden wir leicht in einer komplizierten Reihe von Argumentationen, Analysen und Lösungen mit keiner anderen Wirkung, als uns von der wirklichen und täglichen Begegnung mit dem treuen Volk und dem Herrn fernzuhalten.

5. Die derzeitige Situation anzunehmen und sie zu ertragen, impliziert nicht Passivität oder Resignation und noch weniger Fahrlässigkeit; sie ist im Gegenteil eine Einladung, sich dem zu stellen, was in uns und in unseren Gemeinden abgestorben ist, was der Evangelisierung und der Heimsuchung durch den Herrn bedarf. Das aber verlangt Mut, denn, wessen wir bedürfen, ist viel mehr als ein struktureller, organisatorischer oder funktionaler Wandel.

Ich erinnere daran, was ich anlässlich der Begegnung mit euren Oberhirten im Jahre 2015 sagte, dass nämlich eine der ersten und größten Versuchungen

im kirchlichen Bereich darin bestehe zu glauben, dass die Lösungen der derzeitigen und zukünftigen Probleme ausschließlich auf dem Wege der Reform von Strukturen, Organisationen und Verwaltung zu erreichen sei, dass diese aber schlussendlich in keiner Weise die vitalen Punkte berühren, die eigentlich der Aufmerksamkeit bedürfen. «Es handelt sich um eine Art neuen Pelagianismus (Irrlehre des Pelagius), der dazu führt, unser Vertrauen auf die Verwaltung zu setzen, auf den perfekten Apparat. Eine übertriebene Zentralisierung kompliziert aber das Leben der Kirche und ihre missionarische Dynamik, anstatt ihr zu helfen (vgl. *Evangelii gaudium*, 32)».

Die Grundlage dieser Versuchung ist der Gedanke, die beste Antwort angesichts der vielen Probleme und Mängel bestehe in einem Reorganisieren der Dinge, in Veränderungen und in einem „Zurecht flicken“, um so das kirchliche Leben zu ordnen und glätten, indem man es der derzeitigen Logik oder jener einer bestimmten Gruppe anpasst. Auf einem solchen Weg scheinen alle Schwierigkeiten gelöst zu sein und scheinbar finden die Dinge wieder ihre Bahn, so das kirchliche Leben eine „ganz bestimmte“ neue oder alte Ordnung findet, die dann die Spannungen beendet, die unserem Mensch-Sein zu eigen sind und die das Evangelium hervorrufen will.

Auf diese Weise wären Spannungen im kirchlichen Leben nur scheinbar zu beseitigen. Nur „in Ordnung und im Einklang“ sein zu wollen, würde mit der Zeit lediglich das Herz unseres Volkes einschläfern und zähmen und die lebendige Kraft des Evangeliums, die der Geist schenken möchte, verringern oder

gar zum Schweigen bringen: «Das aber wäre die größte Sünde der Verweltlichung und verweltlichter Geisteshaltung gegen das Evangelium». So käme man vielleicht zu einem gut strukturierten und funktionierenden, ja sogar „modernisierten“ kirchlichen Organismus; er bliebe jedoch ohne Seele und ohne die Frische des Evangeliums. Wir würden lediglich ein „gasförmiges“, vages Christentum, aber ohne den notwendigen „Biss“ des Evangeliums, leben. «Heute sind wir gerufen, Ungleichgewichte und Missverhältnisse zu bewältigen. Wir werden nicht in der Lage sein, irgendetwas Gutes zu tun, was dem Evangelium entspricht, wenn wir davor Angst haben». Wir dürfen nicht vergessen, dass es Spannungen und Ungleichgewichte gibt, die den Geschmack des Evangeliums haben, die beizubehalten sind, weil sie neues Leben verheißen.

6. Daher erscheint es mir wichtig, das nicht aus den Augen zu verlieren, was «die Kirche wiederholt gelehrt hat, dass wir nicht durch unsere Werke oder unsere Anstrengungen gerechtfertigt werden, sondern durch die Gnade des Herrn, der die Initiative ergreift» Ohne diesen Blick der göttlichen Tugenden laufen wir Gefahr, in den verschiedenen Erneuerungsbestrebungen das zu wiederholen, was heute die kirchliche Gemeinschaft daran hindert, die barmherzige Liebe Gottes zu verkündigen. Die Art und Weise der Annahme der derzeitigen Situation wird bestimmend sein für die Früchte, die sich daraus entwickeln werden. Darum appelliere ich, dass dies unter dem Blickwinkel der göttlichen Tugenden geschehen soll. Das Evangelium der Gnade mit der Heimsuchung des Heiligen Geistes

sei das Licht und der Führer, damit ihr euch diesen Herausforderungen stellen könnt. Sooft eine kirchliche Gemeinschaft versucht hat, alleine aus ihren Problemen herauszukommen, und lediglich auf die eigenen Kräfte, die eigenen Methoden und die eigene Intelligenz vertraute, endete das darin, die Übel, die man überwinden wollte, noch zu vermehren und aufrechtzuerhalten. Die Vergebung und das Heil sind nicht etwas, das wir erkaufen müssen, «oder was wir durch unsere Werke oder unsere Bemühungen erwerben müssen. Er vergibt und befreit uns unentgeltlich. Seine Hingabe am Kreuz ist etwas so Großes, dass wir es weder bezahlen können noch sollen, wir können dieses Geschenk nur mit größter Dankbarkeit entgegennehmen, voll Freude, so geliebt zu werden, noch bevor wir überhaupt daran denken».

Das gegenwärtige Bild der Lage erlaubt uns nicht, den Blick dafür zu verlieren, dass unsere Sendung sich nicht an Prognosen, Berechnungen oder ermutigenden oder entmutigenden Umfragen festmacht, und zwar weder auf kirchlicher, noch auf politischer, ökonomischer oder sozialer Ebene und ebenso wenig an erfolgreichen Ergebnissen unserer Pastoralplanungen. Alles das ist von Bedeutung, auch diese Dinge zu werten, hinzuhören, auszuwerten und zu beachten; in sich jedoch erschöpft sich darin nicht unser Gläubig-Sein. Unsere Sendung und unser Daseinsgrund wurzelt darin, dass «Gott die Welt so sehr geliebt hat, dass er seinen einzigen Sohn dahingab, damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben» (Joh 3,16). «Ohne neues Leben und echten, vom Evange-

lium inspirierten Geist, ohne „Treue der Kirche gegenüber ihrer eigenen Berufung“ wird jegliche neue Struktur in kurzer Zeit verderben». Deshalb kann der bevorstehende Wandlungsprozess nicht ausschließlich reagierend auf äußere Fakten und Notwendigkeiten antworten, wie es zum Beispiel der starke Rückgang der Geburtenzahl und die Überalterung der Gemeinden sind, die nicht erlauben, einen normalen Generationenwechsel ins Auge zu fassen. Objektive und gültige Ursachen würden jedoch, werden sie isoliert vom Geheimnis der Kirche betrachtet, eine lediglich reaktive Haltung – sowohl positiv wie negativ – begünstigen und anregen. Ein wahrer Wandlungsprozess beantwortet, stellt aber zugleich auch Anforderungen, die unserem Christ-Sein und der ureigenen Dynamik der Evangelisierung der Kirche entspringen; ein solcher Prozess verlangt eine pastorale Bekehrung. Wir werden aufgefordert, eine Haltung einzunehmen, die darauf abzielt, das Evangelium zu leben und transparent zu machen, indem sie mit «dem grauen Pragmatismus des täglichen Lebens der Kirche bricht, in dem anscheinend alles normal abläuft, aber in Wirklichkeit der Glaube nachlässt und ins Schäbige absinkt». Pastorale Bekehrung ruft uns in Erinnerung, dass die Evangelisierung unser Leitkriterium schlechthin sein muss, unter dem wir alle Schritte erkennen können, die wir als kirchliche Gemeinschaft gerufen sind in Gang zu setzen; Evangelisieren bildet die eigentliche und wesentliche Sendung der Kirche.

7. Deshalb ist es, wie Eure Bischöfe bereits betont haben, notwendig, den Pri-

mat der Evangelisierung zurückzugewinnen, um die Zukunft mit Vertrauen und Hoffnung in den Blick zu nehmen, denn «die Kirche, Trägerin der Evangelisierung, beginnt damit, sich selbst zu evangelisieren. Als Gemeinschaft von Gläubigen, als Gemeinschaft gelebter und gepredigter Hoffnung, als Gemeinschaft brüderlicher Liebe muss die Kirche unablässig selbst vernehmen, was sie glauben muss, welches die Gründe ihrer Hoffnung sind und was das neue Gebot der Liebe ist».

Die so gelebte Evangelisierung ist keine Taktik kirchlicher Neupositionierung in der Welt von heute, oder kein Akt der Eroberung, der Dominanz oder territorialen Erweiterung; sie ist keine „Retusche“, die die Kirche an den Zeitgeist anpasst, sie aber ihre Originalität und ihre prophetische Sendung verlieren lässt. Auch bedeutet Evangelisierung nicht den Versuch, Gewohnheiten und Praktiken zurückzugewinnen, die in anderen kulturellen Zusammenhängen einen Sinn ergaben. Nein, die Evangelisierung ist ein Weg der Jüngerschaft in Antwort auf die Liebe zu Dem, der uns zuerst geliebt hat (vgl. 1 Joh 4,19); ein Weg also, der einen Glauben ermöglicht, der mit Freude gelebt, erfahren, gefeiert und bezeugt wird. Die Evangelisierung führt uns dazu, die Freude am Evangelium wieder zu gewinnen, die Freude, Christen zu sein. Es gibt ganz sicher harte Momente und Zeiten des Kreuzes; nichts aber kann die übernatürliche Freude zerstören, die es versteht sich anzupassen, sich zu wandeln und die immer bleibt, wie ein wenn auch leichtes Aufstrahlen von Licht, das aus der persönlichen Sicherheit hervor-

geht, unendlich geliebt zu sein, über alles andere hinaus. Die Evangelisierung bringt innere Sicherheit hervor, «eine hoffnungsfrohe Gelassenheit, die eine geistliche Zufriedenheit schenkt, die für weltliche Maßstäbe unverständlich ist». Verstimmung, Apathie, Bitterkeit, Kritiksucht sowie Traurigkeit sind keine guten Zeichen oder Ratgeber; vielmehr gibt es Zeiten in denen «die Traurigkeit mitunter mit Undankbarkeit zu tun hat: Man ist so in sich selbst verschlossen, dass man unfähig wird, die Geschenke Gottes anzuerkennen».

8. Deshalb muss unser Hauptaugenmerk sein, wie wir diese Freude mitteilen: indem wir uns öffnen und hinausgehen, um unseren Brüdern und Schwestern zu begegnen, besonders jenen, die an den Schwellen unserer Kirchentüren, auf den Straßen, in den Gefängnissen, in den Krankenhäusern, auf den Plätzen und in den Städten zu finden sind. Der Herr drückte sich klar aus: «Sucht aber zuerst sein Reich und seine Gerechtigkeit; dann wird euch alles andere dazugegeben» (Mt 6,33). Das bedeutet hinauszugehen, um mit dem Geist Christi alle Wirklichkeiten dieser Erde zu salben, an ihren vielfältigen Scheidewegen, ganz besonders dort, «wo die neuen Geschichten und Paradigmen entstehen, um mit dem Wort Jesu den innersten Kern der Seele der Städte zu erreichen». Das bedeutet mitzuhelfen, dass das Leiden Christi wirklich und konkret jenes vielfältige Leiden und jene Situationen berühren kann, in denen sein Angesicht weiterhin unter Sünde und Ungleichheit leidet. Möge dieses Leiden den alten und neuen Formen der Sklaverei, welche Männer und Frauen gleicher-

maßen verletzen, die Maske herunterreißen, besonders heute, da wir immer neu ausländerfeindlichen Reden gegenüberstehen, die eine Kultur fördern, die als Grundlage die Gleichgültigkeit, die Verschlossenheit sowie den Individualismus und die Ausweisung hat. Und es sei im Gegenzug das Leiden Christi, das in unseren Gemeinden und Gemeinschaften, besonders unter den jüngeren Menschen, die Leidenschaft für sein Reich erwecke!

Das fordert von uns, «einen geistlichen Wohlgefallen daran zu finden, nahe am Leben der Menschen zu sein, bis zu dem Punkt, dass man entdeckt, dass dies eine Quelle höherer Freude ist. Die Mission ist eine Leidenschaft für Jesus, zugleich aber eine Leidenschaft für sein Volk».

So müssten wir uns also fragen, was der Geist heute der Kirche sagt (vgl. Offb 2,7), um die Zeichen der Zeit zu erkennen, was nicht gleichbedeutend ist mit einem bloßen Anpassen an den Zeitgeist (vgl. Röm 12,2). Alle Bemühungen des Hörens, des Beratens und der Unterscheidung zielen darauf ab, dass die Kirche im Verkünden der Freude des Evangeliums, der Grundlage, auf der alle Fragen Licht und Antwort finden können, täglich treuer, verfügbarer, gewandter und transparenter wird.

«Die Herausforderungen existieren, um überwunden zu werden. Seien wir realistisch, doch ohne die Heiterkeit, den Wagemut und die hoffnungsvolle Hingabe zu verlieren! Lassen wir uns die missionarische Kraft nicht nehmen!».

9. Das Zweite Vatikanische Konzil war ein wichtiger Schritt für die Heranbildung des Bewusstseins, das die Kirche sowohl über sich selbst als auch über

ihre Mission in der heutigen Welt hat. Dieser Weg, der vor über fünfzig Jahren begann, spornt uns weiterhin zu seiner Rezeption und Weiterentwicklung an und ist jedenfalls noch nicht an seinem Ende angelangt, insbesondere bezüglich der Synodalität, die berufen ist, sich auf den verschiedenen Ebenen des kirchlichen Lebens zu entfalten (Pfarrei, Diözesen, auf nationaler Ebene, in der Weltkirche sowie in den verschiedenen Kongregationen und Gemeinschaften). Es ist Aufgabe dieses Prozesses, gerade in diesen Zeiten starker Fragmentierung und Polarisierung sicherzustellen, dass der *Sensus Ecclesiae* auch tatsächlich in jeder Entscheidung lebt, die wir treffen, und der alle Ebenen nährt und durchdringt. Es geht um das Leben und das Empfinden mit der Kirche und in der Kirche, das uns in nicht wenigen Situationen auch Leiden in der Kirche und an der Kirche verursachen wird. Die Weltkirche lebt in und aus den Teilkirchen, so wie die Teilkirchen in und aus der Weltkirche leben und erblühen; falls sie von der Weltkirche getrennt wären, würden sie sich schwächen, verderben und sterben. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, die Gemeinschaft mit dem ganzen Leib der Kirche immer lebendig und wirksam zu erhalten. Das hilft uns, die Angst zu überwinden, die uns in uns selbst und in unseren Besonderheiten isoliert, damit wir demjenigen in die Augen schauen und zuhören oder damit wir auf Bedürfnisse verzichten können und so denjenigen zu begleiten vermögen, der am Straßenrand liegen geblieben ist. Manchmal kann sich diese Haltung in einer minimalen Geste zeigen, wie jene des Vaters des Verlorenen

Sohnes, der die Türen offen hält, so dass der Sohn, wenn er zurückkehrt, ohne Schwierigkeiten eintreten kann. Das bedeutet nicht, nicht zu gehen, nicht voranzuschreiten, nichts zu ändern und vielleicht nicht einmal zu debattieren und zu widersprechen, sondern es ist einfach die Folge des Wissens, dass wir wesentlich Teil eines größeren Leibes sind, der uns beansprucht, der auf uns wartet und uns braucht, und den auch wir beanspruchen, erwarten und brauchen. Es ist die Freude, sich als Teil des heiligen und geduldigen treuen Volkes Gottes zu fühlen.

Die anstehenden Herausforderungen, die verschiedenen Themen und Fragestellungen können nicht ignoriert oder verschleiert werden; man muss sich ihnen stellen, wobei darauf zu achten ist, dass wir uns nicht in ihnen verstricken und den Weitblick verlieren, der Horizont sich dabei begrenzt und die Wirklichkeit zerbröckelt. «Wenn wir im Auf und Ab der Konflikte verharren, verlieren wir den Sinn für die tiefe Einheit der Wirklichkeit». In diesem Sinne schenkt uns der *Sensus Ecclesiae* diesen weiten Horizont der Möglichkeit, aus dem heraus versucht werden kann, auf die dringenden Fragen zu antworten. Der *Sensus Ecclesiae* erinnert uns zugleich an die Schönheit des vielgestaltigen Angesichts der Kirche. Dieses Gesicht ist vielfältig, nicht nur aus einer räumlichen Perspektive heraus, in ihren Völkern, Rassen und Kulturen, sondern auch aus ihrer zeitlichen Wirklichkeit heraus, die es uns erlaubt, in die Quellen der lebendigsten und vollsten Tradition einzutauchen. Ihrerseits ist diese Tradition berufen, das Feuer am Leben

zu erhalten, statt lediglich die Asche zu bewahren. Sie erlaubt es allen Generationen, die erste Liebe mit Hilfe des Heiligen Geistes wieder zu entzünden. Der *Sensus Ecclesiae* befreit uns von Eigenbrötelei und ideologischen Tendenzen, um uns einen Geschmack dieser Gewissheit des Zweiten Vatikanischen Konzils zu geben, als es bekräftigte, dass die Salbung des Heiligen (vgl. 1 Joh 2,20. 27) zur Gesamtheit der Gläubigen gehört. Die Gemeinschaft mit dem heiligen und treuen Volk Gottes, dem Träger der Salbung, hält die Hoffnung und die Gewissheit am Leben, dass der Herr an unserer Seite wandelt und dass er es ist, der unsere Schritte stützt.

Ein gesundes gemeinsames Auf-dem-Weg-Sein muss diese Überzeugung durchscheinen lassen in der Suche nach Mechanismen, durch die alle Stimmen, insbesondere die der Einfachen und Kleinen, Raum und Gehör finden. Die Salbung des Heiligen, die über den ganzen kirchlichen Leib ausgegossen wurde, «verteilt besondere Gnaden unter den Gläubigen eines jeden Standes und jeder Lebensbedingung und *verteilt seine Gaben an jeden nach seinem Willen* (1 Kor 12,11). Durch diese macht er sie geeignet und bereit, für die Erneuerung und den vollen Aufbau der Kirche verschiedene Werke und Dienste zu übernehmen gemäß dem Wort: *Jedem wird der Erweis des Geistes zum Nutzen gegeben* (1 Kor 12,7)». Dies hilft uns, auf diese alte und immer neue Versuchung der Förderer des Gnostizismus zu achten, die, um sich einen eigenen Namen zu machen und den Ruf ihrer Lehre und ihren Ruhm zu mehren, versucht haben, etwas immer Neues und Anderes zu sa-

gen als das, was das Wort Gottes ihnen geschenkt hat. Es ist das, was der heilige Johannes mit dem Terminus *proagon* beschreibt (2 Joh 9); gemeint ist damit derjenige, der voraus sein will, der Fortgeschrittene, der vorgibt über das „kirchliche Wir“ hinauszugehen, das jedoch vor den Exzessen bewahrt, die die Gemeinschaft bedrohen.

10. Deshalb achtet aufmerksam auf jede Versuchung, die dazu führt, das Volk Gottes auf eine erleuchtete Gruppe reduzieren zu wollen, die nicht erlaubt, die unscheinbare, zerstreute Heiligkeit zu sehen, sich an ihr zu freuen und dafür zu danken. Diese Heiligkeit, die da lebt «im geduldigen Volk Gottes: in den Eltern, die ihre Kinder mit so viel Liebe erziehen, in den Männern und Frauen, die arbeiten, um das tägliche Brot nach Hause zu bringen, in den Kranken, in den älteren Ordensfrauen, die weiter lächeln. In dieser Beständigkeit eines tagtäglichen Voranschreitens sehe ich die Heiligkeit der streitenden Kirche. Oft ist das die Heiligkeit „von nebenan“, derer, die in unserer Nähe wohnen und die ein Widerschein der Gegenwart Gottes sind». Das ist die Heiligkeit, die die Kirche vor jeder ideologischen, pseudo-wissenschaftlichen und manipulativen Reduktion schützt und immer bewahrt hat. Diese Heiligkeit regt uns an, erinnert daran und lädt ein, diesen marianischen Stil im missionarischen Wirken der Kirche zu entwickeln, die so in der Lage ist, Gerechtigkeit mit Barmherzigkeit, Kontemplation mit Aktion und Zärtlichkeit mit Überzeugung auszudrücken. «Denn jedes Mal, wenn wir auf Maria schauen, glauben wir wieder an das Revolutionäre der Zärtlichkeit

und der Liebe. An ihr sehen wir, dass die Demut und die Zärtlichkeit nicht Tugenden der Schwachen, sondern der Starken sind, die nicht andere schlecht zu behandeln brauchen, um sich wichtig zu fühlen».

In meinem Heimatland gibt es ein zum Nachdenken anregendes und kraftvolles Sprichwort, das das erhellen kann: «Ver-eint seien die Brüder, denn das ist das erste Gesetz; sie mögen die Einheit wahren zu jeder Zeit, denn wenn sie untereinander kämpfen, werden sie von den Außenstehenden verschlungen». Brüder und Schwestern, haben wir Sorge füreinander! Achten wir auf die Versuchung durch den Vater der Lüge und der Trennung, den Meister der Spaltung, der beim Antreiben der Suche nach einem scheinbaren Gut oder einer Antwort auf eine bestimmte Situation letztendlich den Leib des heiligen und treuen Volkes Gottes zerstückelt! Begeben wir uns als apostolische Körper gemeinsam auf den Weg und hören wir einander unter der Führung des Heiligen Geistes – auch wenn wir nicht in gleicher Weise denken – aus der weisen Überzeugung heraus, dass «die Kirche im Gang der Jahrhunderte ständig der Fülle der göttlichen Wahrheit entgegenstrebt, bis an ihr sich Gottes Worte erfüllen».

11. Die synodale Sichtweise hebt weder Gegensätze oder Verwirrungen auf, noch werden durch sie Konflikte den Beschlüssen eines „guten Konsenses“, die den Glauben kompromittieren, den Ergebnissen von Volkszählungen oder Erhebungen, die sich zu diesem oder jenem Thema ergeben, untergeordnet. Das wäre sehr einschränkend. Mit dem Hintergrund und der Zentralität der

Evangelisierung und dem *Sensus Ecclesiae* als bestimmende Elemente unserer kirchlichen DNA beansprucht die Synodalität bewusst eine Art und Weise des Kirche-Seins anzunehmen, bei dem «das Ganze mehr ist als der Teil, und es ist auch mehr als ihre einfache Summe. Man darf sich also nicht zu sehr in Fragen verbeißen, die begrenzte Sondersituationen betreffen, sondern muss immer den Blick weiten, um ein größeres Gut zu erkennen, das uns allen Nutzen bringt. Das darf allerdings nicht den Charakter einer Flucht oder einer Entwurzelung haben. Es ist notwendig, die Wurzeln in den fruchtbaren Boden zu senken und in die Geschichte des eigenen Ortes, die ein Geschenk Gottes ist. Man arbeitet im Kleinen, mit dem, was in der Nähe ist, jedoch mit einer weiteren Perspektive».

12. Dies verlangt vom ganzen Volk Gottes und besonders von ihren Hirten eine Haltung der Wachsamkeit und der Bekehrung, die es ermöglicht, das Leben und die Wirksamkeit dieser Wirklichkeiten zu erhalten. Die Wachsamkeit und die Bekehrung sind Gaben, die nur der Herr uns schenken kann. Uns muss es genügen, durch Gebet und Fasten um seine Gnade zu bitten. Immer hat es mich beeindruckt, wie der Herr während seines irdischen Lebens, insbesondere in den Augenblicken großer Entscheidungen, in besonderer Weise versucht wurde. Gebet und Fasten hatten eine besondere und bestimmende Bedeutung für sein gesamtes nachfolgendes Handeln (vgl. Mt 4,1-11). Auch die Synodalität kann sich dieser Logik nicht entziehen und muss immer von der Gnade der Umkehr begleitet sein, damit unser persönliches und gemein-

schaftliches Handeln sich immer mehr der *Kenosis* Christi angleichen und sie darstellen kann (vgl. Phil 2,1-11). Als Leib Christi sprechen, handeln und antworten, bedeutet auch, in der Art und Weise Christi mit den gleichen Haltungen, mit derselben Umsicht und denselben Prioritäten zu sprechen und zu handeln. Dem Beispiel des Meisters folgend, der «sich selbst entäußerte, und wie ein Sklave wurde» (Phil 2,7), befreit uns die Gnade der Bekehrung deshalb von falschen und sterilen Protagonismen. Sie befreit uns von der Versuchung, in geschützten und bequemen Positionen zu verharren, und lädt uns ein, an die Ränder zu gehen, um uns selbst zu finden und besser auf den Herrn zu hören.

Diese Haltung der Entäußerung erlaubt es uns auch, die kreative und immer reiche Kraft der Hoffnung zu erfahren, die aus der Armut des Evangeliums geboren wurde, zu der wir berufen sind; sie macht uns frei zur Evangelisierung und zum Zeugnis. So erlauben wir dem Geist, unser Leben zu erfrischen und zu erneuern, indem er es von Sklaverei, Trägheit und nebensächlichem Komfort befreit, die uns daran hindern, hinauszugehen und, vor allem, anzubeten. Denn in der Anbetung erfüllt der Mensch seine höchste Pflicht und sie erlaubt ihm, einen Blick auf die kommende Klarheit zu werfen, die uns hilft, die neue Schöpfung zu verkosten.

Ohne diese Perspektive laufen wir Gefahr, von uns selbst oder vom Wunsch nach Selbstrechtfertigung und Selbsterhaltung auszugehen, was zu Veränderungen und Regelungen führt, die auf halbem Weg stecken bleiben. Weit davon entfernt, die Probleme zu lösen, endet

das darin, dass wir uns in einer endlosen Spirale verfangen, und damit die schönste, befreiende und verheißungsvolle Verkündigung erstickt und abtötet, die wir haben und die unserer Existenz einen Sinn gibt: Jesus Christus ist der Herr! Wir bedürfen des Gebetes, der Buße und der Anbetung, die es uns ermöglichen, mit dem Zöllner zu sprechen: «Gott, sei mir Sünder gnädig!» (Lk 18,13), nicht in heuchlerischer, infantiler oder kleinstmütiger Weise, sondern mit dem Mut, die Tür zu öffnen und das zu sehen, was normalerweise durch Oberflächlichkeit, durch die Kultur des Wohlbefindens und des Augenscheins verdeckt bleibt.

Im Grunde genommen ermöglichen uns diese Geisteshaltungen – wahre geistliche Heilmittel (Gebet, Buße und Anbetung) –, noch einmal zu erfahren, dass Christ-Sein bedeutet, sich selig und gesegnet und somit Träger der Glückseligkeit für die anderen zu wissen. Christ-Sein bedeutet, der Kirche der Seligpreisungen für die Seliggepriesenen von heute anzugehören: die Armen, die Hungrigen, die Weinenden, die Gehassten, die Ausgeschlossenen und die Beschimpften (vgl. Lk 6,20-23). Vergessen wir nicht: «In den Seligpreisungen zeigt der Herr uns den Weg. Wenn wir den Weg der Seligpreisungen gehen, können wir zum wahren menschlichen und göttlichen Glück gelangen. Die Seligpreisungen sind der Spiegel, der uns mit einem Blick darauf kundtut, ob wir auf einem richtigen Weg gehen: Dieser Spiegel lügt nicht»!

13. Liebe Brüder und Schwestern, ich weiß um eure Standfestigkeit und mir ist bekannt, was ihr für den Namen des Herrn durchgestanden und erduldet habt; ich weiß auch um eurem Wunsch

und eurer Verlangen, die erste Liebe in der Kirche mit der Kraft des Geistes wiederzubeleben (vgl. Offb 2,1-5). Dieser Geist, der das gebrochene Schilfrohr nicht zerbricht und den glimmenden Docht nicht auslöscht (vgl. Jes 42,3), nähre und belebe das Gute, das euer Volk auszeichnet, und lasse es erblühen! Ich möchte euch zur Seite stehen und euch begleiten in der Gewissheit, dass, wenn der Herr uns für würdig hält, diese Stunde zu leben, Er das nicht getan hat, um uns angesichts der Herausforderungen zu beschämen oder zu lähmen. Vielmehr

will er, dass Sein Wort einmal mehr unser Herz herausfordert und entzündet, wie Er es bei euren Vätern getan hat, damit eure Söhne und Töchter Visionen und eure Alten wieder prophetische Träume empfangen (vgl. Joel 3,1). Seine Liebe «erlaubt uns, das Haupt zu erheben und neu zu beginnen. Fliehen wir nicht vor der Auferstehung Jesu, geben wir uns niemals geschlagen, was auch immer geschehen mag. Nichts soll stärker sein als sein Leben, das uns vorantreibt!».

Und so bitte ich Euch, betet für mich!

Wird der Synodale Weg die katholische Kirche verändern?



Von Anna Preckel (Journalistin bei Radio Vatican; siehe am AAO; Aus dem Buch „Der synodale Weg“)

Das tut er bereits, denn er hat im Grunde längst begonnen: Die Debatten sind in vollem Gang, die Kirche ist in Bewegung, diesseits und jenseits der synodalen Wegstrecke. Das zeigt ein Blick auf die Zwischentöne und den Stil, in dem gerungen und gestritten, gehofft und gestaltet wird. Dieses Buch kann im Vorfeld des Synodalen Weges nur eine Momentaufnahme von dieser Kirche unterwegs machen, ohne Anspruch auf Vollständigkeit.

Zäsur und Neuanfang

Es braucht eine Zäsur, einen grundlegenden Wandel, einen Neuanfang in der

katholischen Kirche. Diese Erwartung wird breit geteilt beim Synodalen Weg. „Ein synodaler Prozess ohne Reformen ist nicht denkbar“, stellte Kardinal Marx Ende September in Fulda in Aussicht. Er warnte zugleich vor überzogenen Erwartungen: „Es wird keinen deutschen Sonderweg ohne Rom bei weltkirchlich relevanten Fragen geben“. Das ZdK (= *Zentralkomitee der deutschen Katholiken*) wünscht sich angesichts des Ausmaßes des Missbrauchsskandals und der „tiefen Vertrauenskrise“ der Kirche verbindliche Beschlüsse. „Wenn Beschlüsse die Weltkirche betreffen, werden wir unser Votum nach Rom tragen“, kündigte ZdK-Präsident Thomas Sternberg mit Verweis auf den Zölibat und die Frauenordination an. Einen Sonderweg der deutschen Kirche wolle man dabei nicht

einschlagen, betonen die Veranstalter des Synodalen Weges. Falls es weltkirchlich relevante Beschlüsse geben werde, seien diese als „Diskussionsbeitrag für die Weltkirche“ zu verstehen.

Veränderungsbereitschaft

Veränderungsbereitschaft haben in einem gemeinsamen Brief an die DBK (Deutsche Bischofskonferenz) und das ZdK zehn Generalvikare gezeigt. In einer Zeit von oftmals gerechtfertigten Anfragen an die Kirche sei Veränderung ein „Zeichen der Zeit“, schrieben die Bischofsvertreter aus Berlin, Essen, Hamburg, Hildesheim, Limburg, Magdeburg, Münster, Osnabrück, Speyer und Trier. Im „Weiter-so-Modus“ könne die Kirche ihrem Auftrag nicht gerecht werden. Das betreffe auch die eigene Amtspraxis, so die Generalvikare. Diese werde sich „wesentlich verändern“: „Wir wollen das, und sind offen für solche Veränderungen.“ Man stehe gemeinsam mit den Oberhirten für die Umsetzung der Reformbeschlüsse bereit, schreiben die Bischofsvertreter mit Blick auf den Synodalen Weg.

Änderungsspielraum nicht ausgeschöpft

Der Spielraum für Änderungen innerhalb der deutschen Diözesen ist jedenfalls noch nicht ausgeschöpft. Die Regensburger Professorin für Kirchenrecht Sabine Demel zählte mit Blick auf den Synodalen Weg in einem Interview mögliche Reformen auf. So könnten sich Bischöfe und ihre Pfarrer an die Entscheidungen von demokratisch gewähl-

ten Räten binden oder eine jährliche Rechenschaftspflicht einführen. Auch könnte für Pfarreien und Diözesen eine verbindliche Dienstordnung aufgestellt werden, in der Rechte und Pflichten, Verantwortlichkeiten und Grenzen der jeweiligen Zuständigkeit festgeschrieben sind. Der Synodale Weg könne die vom gesamtkirchlichen Kirchenrecht geregelten Themen Pflichtzölibat und Frauenpriestertum zwar nicht aussetzen. Aber „die Sprachlosigkeit darüber und die Hilflosigkeit vor Ort müssen gemeinsam ins Wort gebracht und nicht einfach als Tabuthemen verschwiegen“ werden, findet Demel.

Sorge um das Miteinander in der Kirche Aus vielen Wortmeldungen zum Synodalen Weg spricht eine Sorge um den Umgang und das Miteinander in der Kirche. In diesem Kontext wird zur verbalen Abrüstung und zum ehrlichen und ungeschminkten Dialog aufgerufen, gerade über die schwierigen Themen. Das erinnert an die „Kultur der Begegnung“, über die Papst Franziskus so oft spricht. „Was ich in meiner Kirche oft erlebe an Umgang miteinander – das ist oft meilenweit entfernt von dem, wie „ich Jesus erlebe“, sagte zum Beispiel der Essener Generalvikar Klaus Pfeffer im September 1919 beim Kölner Ökumenetag. Vor dem Hintergrund der aktuellen Konflikte in der katholischen Kirche könne ein Synodaler Weg schon selbst eine Übung sein, das Evangelium zu leben. „Reden und begegnen wir einander – ohne gegenseitige Unterstellungen und Verdächtigungen, ohne ‚Hinter-dem-Rücken-Gespräche‘, ohne Machtgebaren, sondern mit gegenseitiger Wertschätzung, mit Vertrauen, mit

Bereitschaft zum Zuhören und zum Voneinander-Lerne“, ermutigte Pfeffer auch mit Blick auf den ökumenischen Dialog: „Eine Kirche, die dem Evangelium entspricht, ist weit, offen, vielfältig und ökumenisch in jeder Hinsicht.“

Nach Ansicht des Mainzer Bischofs Peter Kohlgraf muss die Kirche die Verärgerung im Kirchenvolk über den Ausschluss der Frauen von den Weiheämtern ernst nehmen. Wenn diese emotionalen Debatten nicht geführt würden, könne man kaum zu den Fragen des Glaubens durchdringen, gibt er zu bedenken.

Synodaler Weg als geistlicher Weg

Der Jesuit Stefan Kiechle, Chefredakteur der Kulturzeitschrift „Stimmen der Zeit“, ermutigte alle Beteiligten dazu, den Synodalen Weg als geistlichen Weg ernst zu nehmen und zu beschreiten. Dabei umschrieb er eine interessante Arbeitsteilung: „Geistlich ist ein Prozess dann, wenn geistliche Menschen dominieren, nicht Kanonisten, Verwalter oder Doktrinäre. Diese sind ja auch dann, wenn sie gut arbeiten, strukturkonservativ; also neigen sie dazu, dem Geist vorzuschreiben, was ‚geht‘ und was ‚nicht geht‘. Ihre Aufgabe ist es vielmehr, für Projekte, die der Geist neu wirkt, die passenden Rahmen zu schaffen, und diese sind vielleicht auch rechtlich, organisatorisch und theologisch neu. Gegen die Ängste der professionellen Bewahrer braucht es anarchisch-spirituelle Räume – neue Ordnung wird schnell genug wieder Einzug halten.“

Synodaler Weg – zahnloser Tiger

Neben den Ängsten der Bewahrer waren im Vorfeld des Synodalen Weges noch weitere Emotionen zu beobachten. Die Ungeduldigen und Resignierten sehen den Reformweg nicht als gefährliches Raubtier, das zerstört und spaltet, sondern vielmehr als zahnlosen Tiger. Sie bezweifeln, dass die Veranstaltung das Zeug haben wird, zu einem echten Wandel und zu Reformen in der katholischen Kirche beizutragen.

Die deutsche Zeitung „Die Zeit“ kommentierte etwa im September 2019: „Zumindest zwei Dinge haben die Konservativen schon erreicht: Der Synodale Weg ist, erstens, schon jetzt beinahe zahnlos und könnte, selbst wenn es wollte, niemanden mehr dorthin beißen, wo es wehtut. Und zweitens: Laien und Bischöfe sind neuerdings vereint zur Schicksalsgemeinschaft in der Abwehr gemeinsamer Gegner“. Die Autoren nahmen sich in dem Artikel den Streit um die Satzung des Synodalen Weges vor und sprachen von einem „Machtkampf“ innerhalb der deutschen Bischofskonferenz.

„Das synodale Ziel ist das, was übrigbleibt. Wovon auch immer“, resümierte die Journalistin und Autorin Christiane Florin in einem nüchternen Kommentar zum Synodalen Weg. Der Synodale Weg sei kein Weg zur Erneuerung der katholischen Kirche, meint die Katholikin, die engagiert für die Frauenordination eintritt. Die treffende Übersetzung sei vielmehr: „Weiter so“.

Mehr Biss vom Synodalen Weg wünscht sich auch Lisi Maier. Die Vorsitzen-

de des Bundes der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ) hat im Forum zum Thema „Sexualmoral“ mitgearbeitet und äußerte sich in einem Interview zum Synodalen Weg. Die Mittdreißigerin beobachtet eine große Diskrepanz zwischen dem Leben junger Menschen und der katholischen Sexualmoral. „Aktuell ist die Kluft so groß, dass es mit dieser starren Perspektive schwierig möglich ist, Menschen Orientierung zu geben“, so Maier mit Blick auf die Weisung, auf Sex vor der Ehe zu verzichten und homosexuelle Handlungen als sündig abzulehnen. Ihrer Erfahrung nach war die Vorarbeit zum Synodalen Weg nicht einfach. Sie beobachtet, dass der Reformbedarf bei der katholischen Sexualmoral jetzt teils wieder kleiner würde. Das geht ihr gegen den Strich: „Mich ärgert das wirklich sehr, dass man alles, was im September 2018 von wissenschaftlicher Seite benannt worden ist, dass man jetzt ein Jahr später wieder auf den Trichter zurückkommt, dass man sagt: Wir müssen gar nichts verändern, sondern wir müssen nur mehr glauben und beten.“

Kirche als Schicksalsgemeinschaft

Kirche als Schicksalsgemeinschaft, vereint beim Synodalen Weg? Dafür ist die Frauen-Protestgruppe Maria 2.0 nicht zu haben. Sie macht nicht mit bei der offiziellen Reformdebatte, meldet sich aber von den ausgewiesenen Reformschauplätzen mit eigenen Forderungen zu Wort. So demonstrierte Maria 2.0 zum Beispiel parallel zur Herbstvollversammlung der deutschen Bischöfe

in Fulda und zeitgleich zur Amazonas-Synode im Vatikan. Mit Blick auf Reformen in der Kirche klagt Maria 2.0, seit Jahren würden „die immer gleichen Fragen diskutiert. Trotz der allseits beteuerten Reformbereitschaft in der katholischen Kirche ist die Abschaffung bestehender männerbündischer Machtstrukturen nicht in Sicht“. Die Gruppe versteht sich als Teil des katholischen Kernmilieus: Ein „stillschweigender Austritt“ aus der katholischen Kirche ist für sie „keine Option“, wie sie auf ihrer Homepage erklärte.

Suche nach einem „größeren Wir“

Für den Jesuiten Bernd Hagenkord, den offiziellen geistlichen Begleiter des Synodalen Weges, gibt es Bedingungen, die bei der Reformdebatte für „gute Ergebnisse“ sorgen könnten. „Wenn man nach den Debatten und Abstimmungen des Synodalen Weges sagen könnte: Da hat der Geist eine Rolle gespielt, da haben wir aufeinander gehört, da haben wir ‚ein größeres Wir‘ gehabt und nicht nur einen Abgleich von Meinungen.“ Und er führt weiter aus: „Wenn der Synodale Weg vor allem eine Gemeinschaft unterwegs ist, und zwar für die Menschen, die da nicht drinsitzen. Wenn wir danach sagen können, es ist uns wirklich um alle Glaubenden gegangen und um die Frage nach Gott in der Gesellschaft.“

Ertrag der Reformdebatte

Was wird der Ertrag der Reformdebatte sein? Einzelne Strukturreformen? Eine Weitung des Blicks auf unser Kir-

che-Sein? Eine neue Kultur des Dialoges und Streits in der katholischen Kirche? Der Ausgang des Synodalen Weges ist ungewiss.

Dialog kann man nicht erzwingen, ebenso wenig wie Vertrauen. Der Synodale Weg wurde vor dem Hintergrund des sexuellen Missbrauchs und des Verlustes von Glaubwürdigkeit in der katholischen Kirche ausgerufen. Ein riesiger Spalt hatte sich aufgetan, viele Brücken

müssen gebaut werden, damit diese Kluft überwindbar wird. Dafür wird *ein* Synodaler Weg kaum reichen. Der Jesuit Hans Zollner schrieb im Februar 2019 zu den Folgen des Missbrauchsskandals: „Ob die Kirche künftig als vertrauenswürdig empfunden wird, wird sich daran entscheiden, ob sie beharrlich darum ringt, dass ihr Tun und ihr Sein mit ihrem Reden übereinstimmen, dass sie lebt und ist, was sie sagt.“

Keine Barmherzigkeit für Papst Franziskus?



Oscar Andres Cardinal Rodrigues Maradiaga ist 1942 in Honduras geboren und ist der Erzbischof von Tegucigalpa. Von 2007 bis 2015 war er zudem Präsident der Caritas International.

Seit 1991 gehört er der Ordensgemeinschaft der Salesianer Don Boscos an. Sein studentischer Werdegang war sehr vielseitig: Katholische Theologie, Klavier und Komposition (= Musik), Physik, Mathematik, Chemie, Philosophie und Psychologie. Er studierte in Tegucigalpa, Rom und Innsbruck. Er promovierte zum Doktor der Theologie und Moraltheologie. An der Klinik für Psychiatrie der Universität Innsbruck erwarb er ein Diplom in Klinischer Psychologie und Psychotherapie.

Am 28. Juli 1970 empfing er das Sakrament der Priesterweihe und er wurde im

gleichen Jahr zum Bischofs-Assistenten berufen. Von 1975 an war er drei Jahre Rektor der Universidad Francisco Marroquinn in Guatemala und war dann an verschiedenen Ordensschulen Lehrer für Chemie, Physik und Musik in El Salvador, Honduras und Guatemala. Gleichzeitig lehrte er als Professor am Theologischen Institut der Salesianer in Guatemala die Fächer Ekklesiologie und Moraltheologie und leitete als Rektor das Philosophische Institut seines Ordens.

1978 ernannte ihn Papst Johannes Paul II. zum Weihbischof der Diözese Tugucigalpa; 1993 wurde er zum Erzbischof von Tegucigalpa erhoben und war von 1995 bis 1999 Präsident des Lateinamerikanischen Bischofsrates. 2001 erhob ihn Papst Johannes Paul II. zum Kardinal, der erste Kardinal von Honduras.

Papst Franziskus bestimmte am 13. April 2013 den Kardinalsrat, eine Kardinalskommission aus acht Kardinälen aller Kontinente, dazu, ihn bei der Leitung

der Weltkirche zu beraten und Reformen der Apostolischen Konstitution Pastor Bonus vorzubereiten. In dieser Gruppe übernahm Maradiaga die Funktion eines Koordinators. Die Gruppe trat von 1. bis 3. Oktober 2013 zum ersten Mal zusammen. Am 15. Oktober 2020 ordnete Papst Franziskus den Kardinalsrat neu und bestätigte Maradiaga in seiner Funktion als Koordinator.

Schon öfter trat er bei großen kirchlichen Veranstaltungen in Deutschland auf als Redner. Er spricht sechs Sprachen fließend, darunter auch Deutsch und beherrscht zudem Latein und Altgriechisch. Außerdem besitzt er eine Lizenz als Hubschrauber-Pilot.

Er verfasste zahlreiche Bücher und religiöse Beiträge für verschiedene Publikationen. Ein Buch trägt den Titel „Papst Franziskus und die Kirche von morgen“ Untertitel: „Revolution im Zeichen des Evangeliums“; es erschien im Gütersloher Verlagshaus. Es ist so gestaltet, dass Antonio Carriero Fragen an ihn richtet und er im Sinne von Papst Franziskus antwortet; das Buch wurde von Elisabeth Liebl vom Italienischen ins Deutsche übersetzt.

Der Abschnitt

“Keine Barmherzigkeit für Papst Franziskus? Der Widerstand gegen die Reformen. Die katholischen Traditionalisten. Für mehr Kollegialität in der Kirche. Die Theologie dieses Papsttums

ist dem Buch entnommen.

Wer zeigt dem Papst gegenüber keine Barmherzigkeit? Und was ist es, was

diese Menschen ihm nicht verzeihen wollen?

Ich weiß es nicht, denn er ist wirklich barmherzig zu allen. Ich bin Zeuge, wie Franziskus vielen Priestern geholfen hat, die Probleme hatten. Er hat Menschen geholfen, die von Priestern sexuell missbraucht wurden. Seine ganz besondere Aufmerksamkeit diesem Thema gegenüber schlug sich in der Schaffung der Kommission für den Schutz von Minderjährigen und in der Kurienreform nieder. Diese Kommission hat sich nicht nur zum Ziel gesetzt, alte Missbrauchsfälle aufzuarbeiten, sondern vor allem neue zu verhindern. Der Papst hat sich mit vielen Opfern getroffen, einige von ihnen gehörten der genannten Kommission an. Als sie zum ersten Mal tagte, sah ich zwei sehr ernste Damen ganz allein an einem Tisch im Speisesaal von Santa Marta sitzen. Das tat mir leid, und so setzte ich mich zu ihnen. Sie haben aber nicht mit mir geredet. Also habe ich mich vorgestellt und die eine gefragt, wer sie denn sei. Sie antwortete: »Ich war eines der Opfer eines irischen Priesters, als ich noch klein war.« Damit war das Eis gebrochen. Kürzlich hat die Kommission Probleme gehabt, weil einige ihrer Mitglieder sie verlassen haben. Sie haben sich über die Langsamkeit der Aufarbeitung und über den Widerstand vonseiten bestimmter Stellen der Kurie beschwert. Hier ist wohl Geduld gefragt. Ein anderer, der mit Franziskus nicht gerade barmherzig umsprang, war der Präsident von Venezuela, Nicolas Maduro: Eines Tages sagte er im Radio schreckliche Dinge über den Heiligen Vater. Er meinte,

dass Papst Franziskus zwar Argentinier sei, aber dass er das Spiel der Vereinigten Staaten spiele. Und dass Venezuela das nicht hinnehmen könne, denn Venezuela müsse sich selbst respektieren. Dann beschuldigte er Kardinal Enrique Portas einer faschistischen Einstellung und meinte: »Wir werden ja sehen, ob wir ihn als Kardinal weiterhin akzeptieren.« Das sagte Maduro tatsächlich im Radio. Dann kam er in den Vatikan zu einer Audienz bei Papst Franziskus. Ein unangekündigter Besuch. Maduro war in Saudi-Arabien wegen der OPEC-Konferenz, der Konferenz der Erdöl fördernden Länder. Und so kam er unangekündigt auch in den Vatikan. Der Papst hat ihn trotzdem empfangen. Doch Franziskus ist ein freimütiger Mensch. Er hat ihm gesagt, was er von dem Ganzen dachte.

Wie ist es möglich, dass beim zweiten Vatileaks-Prozess auch zwei italienische Journalisten angeklagt wurden?

Nun, der Mensch ist frei, und so finden wir uns immer wieder mit höchst unerwarteten Überraschungen konfrontiert. Jeder Kopf ist seine eigene Welt. Dass zwei italienische Journalisten in den Vatileaks-2.0-Skandal verwickelt sind, geht einfach auf die Tatsache zurück, dass zwischen dem Weizen halt auch das Unkraut gut wächst. Es ist ohne jeden Zweifel erwiesen, dass die schlimmsten Treubrüche von Menschen begangen werden, die ihren Oberen am nächsten stehen und ihr vollstes Vertrauen genießen.

Papst Franziskus wurde von den »katholischen Traditionalisten« mehrfach

angegriffen: in jüngerer Zeit, als er über das Diakonat für Frauen nachdachte. Sollten Ihrer Ansicht nach Frauen in der Kirche die Möglichkeit haben, auch höhere Ämter zu bekleiden? Ist vielleicht eine Studie nötig, um neue Formen des weiblichen Dienstes (auch liturgischer Natur) innerhalb der Kirche zu finden?

Der Widerstand gegen Papst Franziskus vonseiten einiger »traditionalistischer« Gruppen und Strömungen geht einzig auf Vorurteile zurück. Dass er das Diakonat für Frauen ansprach, heißt ja nicht, dass er es zum Teil seines Lehramtes machen möchte. Er hat einfach nur gesagt, man müsse diese Möglichkeit genauer untersuchen, auch wenn bekanntlich dieses Thema in der Geschichte der römisch-katholischen Kirche schon mehrfach angeschnitten wurde. Das weibliche Diakonat war im Frühchristentum durchaus üblich und verbreitet. Ich denke, der Papst will nur die Tür offen lassen für mögliche neue Formen des Diakonats, für neue und besondere Dienste, bei denen die Frau ihre weibliche Inspiration einbringen und ihre von Treue und Großzügigkeit geprägten Fähigkeiten zu dienen leben kann. Die kirchliche Tradition hat das Element der weiblichen Anhängerschaft nicht im selben Ausmaß gewürdigt, wie dies mit der Nachfolge Christi von männlicher Seite geschah. Dies, obwohl es im Evangelium heißt, dass Jesus und die Apostel »von einigen Frauen begleitet« wurden. (Lukas 8,2-3) Auch bei Markus heißt es: »Noch viele andere Frauen waren dabei.« (Markus 15,40) Jesus erlaubte also, dass die Frauen ihm nachfolgten. (Lukas 23,49)

Lukas, der Evangelist, setzt Frauen und Männer gleich. Sie sind gleichen Engagements und gleicher Treue fähig, da sie Jesus mit den Aposteln nachfolgten. Lukas nennt sogar einige Namen: Maria Magdalena, die aus Magdala kam und von sieben Dämonen befreit wurde. Johanna, die Frau des Chuzas, eines Beamten des Herodes, Susanna und viele andere. Von ihnen heißt es: »Sie alle unterstützten Jesus mit dem, was sie besaßen.« Sie wirkten also als Diakoninnen ganz konkret und effektiv. Im Evangelium von Markus heißt es bei der Kreuzigung: »Auch einige Frauen sahen von Weitem zu, darunter Maria aus Magdala, Maria, die Mutter von Jakobus, dem Kleinen, und Joses, sowie Salome. Sie waren Jesus schon in Galiläa nachgefolgt und hatten ihm gedient.« Und weiter: »Noch viele andere Frauen waren dabei, die mit ihm nach Jerusalem hinaufgezogen waren.« (Markus 15,39-40)

Erst kürzlich hat der Heilige Vater einen Brief geschrieben über die Dienste der Laiengläubigen in der Kirche. Darin bestätigt er, dass man diese keineswegs klerikalisieren müsse.

Als der Papst zum liturgischen Andenken an Maria Magdalena ihren Gedenktag zum kirchlichen Fest erhob, hat er dies auch getan, um die besonderen Dienste dieser »Apostelin« hervorzuheben, die als Vorbild für den weiblichen Dienst in der Kirche gelten kann.

In einem Artikel in der Tageszeitung La Stampa sprechen die Journalisten Tornielli und Galeazzi von einer »Galaxie des Widerspruchs gegen Papst Franziskus«. Tatsächlich kritisiert die

katholische Rechte mit einigen ihrer bekanntesten Vertreter den Papst bei jeder Gelegenheit. Wie kann man mit einer solchen Opposition umgehen? Soll man diesen Menschen sein Ohr leihen oder sie relativieren? Ja, ist es überhaupt gerecht, dass es diese Opposition gibt?

Nun, wir leben in einer pluralistischen Welt. Doch wenn diese Menschen getauft sind, würde ich sagen, dass es ihnen an Glauben fehlt. Ich kann anderer Meinung als Franziskus sein, aber er ist Petrus. Und wenn wir gläubig sind, ist er der Papst, den der Herr gewollt hat. Das kann ich ganz offen sagen. Ich kann keine Interna vom Konklave preisgeben, aber dort war sehr klar, dass dies der Papst ist, den der Herr will.

Ich kann auch nicht vom Verlauf des Konklaves berichten. Es gab natürlich auch andere Tendenzen, und durchaus einige starke, weil dort schon von Beginn an ein starkes Lobbying betrieben wurde. Aber am Ende waren eben nur die »papstfähigen« Kardinäle übrig, und am Ende wurde der Papst gewählt, den der Herr gewollt hat. Dass damit nicht alle einverstanden sind, ist logisch und verständlich. Wir können nicht alle gleich denken. Doch es ist Petrus, der die Kirche leitet. Wenn wir also gläubig sind, müssen wir die Entscheidungen und den Stil des Papstes vom Ende der Welt akzeptieren. Diese Seilschaften der katholischen Rechten bestehen aus Menschen, die nach Macht streben, nicht nach Wahrheit. Denn es gibt nur eine Wahrheit. Wenn sie meinen, sie hätten in Franziskus' Worten Ketzerei ausgemacht, dann begehen sie einen enormen Fehler, denn sie denken

wie Menschen und nicht, wie der Herr es will.

Ich glaube, dass eine wichtige Eigenschaft von Kardinälen die Loyalität sein sollte. Auch wenn wir anderer Meinung sind, sind wir zur Treue gegen Petrus verpflichtet. Wir vom Kardinalsrat sind schlicht nur Berater des Heiligen Vaters. Wenn ich mit irgendetwas nicht einverstanden bin, sage ich ihm das direkt. Was für einen Sinn soll es haben, öffentlich gegen den Papst Stellung zu nehmen? Solche Aktionen schaden nicht dem Papst, sondern den Gläubigen! Was tut denn die katholische Rechte mit ihren festgezurrten Meinungen über bestimmte Dinge? Sie verschreckt die Leute. Denn die Menschen stehen hinter diesem Papst, so viel ist sicher. Das sehe ich immer und überall. Gerade die einfachen Leute sind für den Papst. Die Hochmütigen aber glauben, sie seien mit besonderen intellektuellen Fähigkeiten ausgestattet... die Ärmsten! Denn Hochmut ist in Wirklichkeit eine Form der Armut... Doch diese Menschen richten tatsächlich Schaden an, denn die Menschen verlieren die Orientierung, wenn sie lesen, wie Bischöfe und Kardinäle gegen den Heiligen Vater wettern. Ich kann nur wiederholen: Für einen Diener der Kirche ist die Loyalität zu Petrus unverzichtbar. Und dieser heißt heute nun mal Franziskus! Vorher trug er den Namen Benedikt XVI. und davor Johannes Paul II. und so weiter. Jesus verlangt von mir, dass ich Petrus treu bin. Wer dies nicht tut, sucht nur das Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit.

Kritiker haben Papst Franziskus vorgeworfen, zur 500-Jahr Feier der Refor-

mation nach Lund gefahren zu sein und einen wichtigen katholischen Gedenktag wie den Jahrestag der Marien-Erscheinung in Fatima vernachlässigt zu haben...

Aber ich finde das großartig. Dies sind eben jene mutigen Gesten, die Papst Franziskus immer wieder zeigt. Gesten, die damals so nötig waren wie heute. Warum? Weil er der Pontifex ist. Und was heißt »Pontifex«? Der Erbauer von Brücken. Der Papst kann nicht darauf warten, dass andere diese Aufgabe für ihn übernehmen. Franziskus hat diese Brücken gebaut, zum Beispiel als er Kyrill I., den Patriarchen von Moskau, umarmt hat. Das war vorher unmöglich, Papst Franziskus aber hat es getan! Und er hat es auch mit Muslimen getan: Wir erinnern uns alle noch an seine Reise in Zentralafrika, als der Imam Tidiani Moussa Naibi im Papst-Mobil mitfuhr und nicht der Bischof... Das sind bedeutsame Gesten, und Franziskus hat den Mut, hier die Initiative zu ergreifen: Viele Menschen kommen, um ihn zu sehen, aber dass der Papst zu ihnen kommt, ist ein Akt des Mutes und der Liebe. Und es belegt, dass es ihm ernst ist mit dem Wunsch des Herrn: *ut unum sint*. »Auf dass sie eins sein mögen«. Dieser Wunsch kann nicht Wirklichkeit werden, wenn der Papst im Apostolischen Palast bleibt und wartet, dass die anderen auf ihn zukommen. Das hat Franziskus verstanden, und danach richtet er sich. Für mich ist das ein wichtiger Punkt, der mich glücklich macht, weil es ein Schritt vorwärts ist. Da wird nicht Einheit um jeden Preis gesucht, aber man tut Schritte auf den anderen

zu. Schritte, die glaubwürdig sind und keine bloßen Lippenbekenntnisse. Denn die Ökumene wird nicht durch Worte, Diskussionen, Dokumente hergestellt, sondern durch Gesten der Gemeinsamkeit im Glauben. Daher kann ich mit dieser Kritik auch überhaupt nichts anfangen. Wie kann man Franziskus vorwerfen, die Muttergottes nicht ausreichend zu würdigen, wenn er auf Reisen keine Gelegenheit verstreichen lässt, ihr an ihren Altären Blumen darzubringen, und in Rom dasselbe tut, kaum dass er von seinen Reisen zurück ist? Dieser Papst ist der Gottesmutter wirklich sehr ergeben. Wer die Marienverehrung in Fatima gegen die Reise nach Lund verrechnet, ist ein Kleingeist, der über sein Kästchendenken nicht hinauskommt. Diese Menschen sind Gefangene ihrer Ideologie. Nein, der Papst verehrt die Muttergottes zutiefst, aber er ist auch ein leidenschaftlicher Verfechter der Ökumene. Dass er nach Lund gefahren ist, ist wirklich eine wunderbare Geste von großer Schönheit.

Viele Menschen vergleichen ihn mit Benedikt XVI.

Und das ist ein Fehler. Jeder Papst hat sein ganz eigenes Charisma, seine Berufung und leistet seinen ganz besonderen Beitrag für die Kirche. Johannes Paul II. hat uns mit seinen zahlreichen Enzykliken und nachsynodalen Erklärungen ein wunderbares Beispiel für das päpstliche Lehramt hinterlassen, das man nicht einfach vergessen kann. Papst Benedikt XVI. war Professor der Theologie und hat uns als solcher kostbare Aufschlüsse gegeben. Franziskus aber ist ein Hirte,

der mit dieser Haltung viele Menschen in die Kirche holt. Es hat keinen Sinn, hier Vergleiche anstellen zu wollen, denn jeder Papst ist so, wie der Herr ihn gemacht und gerufen hat. Wir können nicht annehmen, dass alle Päpste gleich sind. Nach Franziskus wird wieder ein anderer kommen und andere Impulse setzen. Wir sollten den Scherzen des Heiligen Geistes mit mehr Humor begegnen.

Franziskus verkörpert vielleicht nicht die systematische Theologie, er ist nun mal kein leidenschaftlicher Akademiker. Trotzdem ist die Theologie in dem, was er sagt, natürlich präsent. Denn was ist Theologie denn? Gott! Wenn Franziskus von der Kollegialität innerhalb der Kirche spricht, dann prägt er die Ekklesiologie. Wenn er von Christus spricht, ist das Christologie. Dabei entwickelt er keine komplizierten theologischen Hypothesen, sondern nimmt die Theologie in den Dienst für die Armen. Er eröffnet den Menschen einen Zugang zur Theologie. Wie man es auch betrachten mag, es ist und bleibt Theologie. Und die Theologie lässt sich nicht mit Mechanik vergleichen, mit Physik, mit Chemie... sie ist und bleibt Theologie. Der Papst wurde nicht als Professor für Theologie gewählt, sondern um Petrus zu sein, der die Kirche führt. Und genau das tut Franziskus.

Papst Franziskus, so heißt es, wolle die Macht und den Mittelpunktcharakter des Papstes beschneiden und den Bischöfen mehr Einfluss verleihen... Ist das wirklich der Fall?

Ich glaube nicht, dass Papst Franziskus in diese Richtung will. Aber seine Rede zum 50. Jahrestag der Einrichtung der

Bischofssynode spricht hier Klartext und zeigt einmal mehr, dass der Papst einen sehr weitreichenden Horizont hat. Früher fasste man die Kirche sozusagen als Dreieck auf: Papst, Kurie und Bischöfe. Franziskus hingegen sieht die Kurie im Dienst des Papstes und der Bischöfe. Und dagegen gibt es noch große Widerstände, vor allem in der Kurie. Die Kurie war tatsächlich eine Art Überbau, der über den Bischöfen stand und diese behandelte wie eine Herde Schäfchen. Das hat sich geändert. Das ist der

neue Stil, der die Seilschaften innerhalb der Kirche abbaut und sie durch mehr Kollegialität ersetzt, durch mehr Teilhabe der Bischöfe und der Diözesen. Das Haupthindernis ist die Macht. Sie ist die größte Versuchung des Menschen, stärker als Geld, stärker als Sex. Und niemand lässt sich die Macht gerne aus der Hand nehmen. Die Reform geht also in diese Richtung. Sicher ist, dass Papst Franziskus hier sehr klare Vorstellungen hat und die Schäden kennt, die so mancher Kuralist angerichtet hat.

„Als Mann und Frau schuf er sie“



Franz Kamphaus, geb. 1932; Studium der Kath. Theologie und Philosophie an der Universität Münster und an LMU München, wurde am 21. Februar 1959 zum Priester geweiht. 1968 promovierte er zum Doktor theol. und war ab 1982 Professor für Pastoraltheologie und Homiletik. 1982 berief ihn Papst Johannes Paul II. zum Bischof von Limburg bis er dann mit 75 Jahren als Bischof von Limburg abtrat. Er ist heute noch Seelsorger im Vincentstift Aulhausen im Rheingau. Er schrieb eine ganze Anzahl von Büchern, eines davon heißt „Mutter Kirche und ihre Töchter“, erschienen 1989 bei Herder in der 3. Auflage. Der folgende Text mit der Überschrift „Als Mann und Frau schuf er sie“ ist diesem Buch entnommen:

Kaum etwas kennzeichnet uns so sehr wie unsere Geschlechtlichkeit. Sie prägt unseren Leib und unsere Seele, sie schenkt der Liebe Ausdruck, sie lässt neues Leben entstehen. Bis in die letzten Fasern unseres Denkens und Fühlens sind wir Frau oder Mann. Dessen bin ich mir bewusst, wenn ich als Mann diesen Brief zur Würde der Frau schreibe. – Natürlich gilt: Wir sind alle Menschen, und jeder Mensch ist mehr als seine Geschlechtlichkeit. Aber der Mensch existiert nicht an sich... „Als Mann und Frau schuf er sie“ (Gen 1, 27), sagt die Bibel. Unsere geschlechtliche Prägung ist gottgewollt.

Mann und Frau werden in der Heiligen Schrift von Anfang an in einem Atemzug genannt. Konkret aber standen und stehen Frauen nicht selten im Schatten, fühlen sich nicht ernst genommen und von Entscheidungen ausgeschlossen. „Frauen zuerst“ („Ladies first“), sagen

wir, aber tatsächlich stehen sie in der zweiten oder dritten Reihe. Das gilt nicht nur ganz allgemein für unsere Gesellschaft, sondern ausdrücklich auch in der Kirche. Wie oft habe ich in den letzten Jahren im Gespräch gerade von jüngeren Frauen gehört: „Wir sind in der Kirche ja doch nicht ernsthaft gefragt. Wir dürfen die Kirche putzen und für die Caritas sammeln, bei Sitzungen den Kaffee servieren und die Texte tippen. Mitreden und mitentscheiden dürfen wir nicht ... In Liedern, Gebeten und Predigten kommen in der Regel nur die Söhne, Brüder und Väter vor. Wir fühlen uns ausgeschlossen.“

Diese Anfragen von Frauen, denen Glaube und Kirche viel bedeuten, gehen mir nach. Sie haben mich veranlasst, diesen Brief (Ist eigentlich ein sogenannter „Hirtenbrief“ in seiner Diözese. Der Redakteur) zu schreiben, nicht ohne Rücksprache mit Frauen.

I.

Glück und Leid unseres täglichen Lebens hängen weitgehend vom rechten Zusammenspiel der Geschlechter ab. Das gilt vorab für den persönlichen Bereich: Die höchsten Hoffnungen und Erwartungen sind an die Begegnung von Mann und Frau gebunden, zugleich aber auch die bittersten Enttäuschungen. Wo die Sehnsucht am größten ist, da sind wir zugleich am meisten gefährdet.

In unserem Jahrhundert ist das Verhältnis zwischen Männern und Frauen zu einem Problem der Öffentlichkeit geworden. Die herkömmlichen Verhaltensformen haben sich erheblich verändert. Frauen bestehen auf ihren Entfaltungsmöglichkeiten und Rechten, die

ihnen von der Natur und vom Gesetz gegeben sind. Sie nehmen ihre Verantwortung wahr, selbst mitzugestalten und mitzuentcheiden, wo ihr Platz und ihre Aufgaben sind in der Familie, im Beruf und in der Öffentlichkeit. In vielen Ehen und Familien sind Freude und Not des Alltags gerade dadurch geprägt, dass die Frauen hier ungewohnte eigene Wege suchen und gehen – nicht ohne Geburtsschmerzen.

In dieser Situation sind wir als Glaubende herausgefordert. Haben wir wirklich schon entdeckt und ausgeschöpft, welche Würde und Berufung den Frauen von Gott geschenkt ist und wie ein erlöstes Verhältnis zwischen Männern und Frauen aussieht? Wir haben keinen Grund, den Reichtum unseres Glaubens zu verstecken, er lässt sich sehen und hören. Das Alte und Neue Testament haben ganz entscheidende Anstöße zur Emanzipation der Frau gegeben. Der Grundsatz der Gleichberechtigung ist ja weiß Gott nicht ohne das Christentum in unsere Welt gekommen.

II.

Auf den ersten Seiten der Bibel steht ein Satz, der uns wie ein Schlag treffen kann. Gott spricht zur Frau: „Du hast Verlangen nach deinem Mann; er aber wird über dich herrschen“ (Gen 3, 16). Da also haben wir, wird mancher denken, den Ursprung der Männerherrschaft und der Frauenunterdrückung. Dort liegt die Wurzel des Übels.

In der Tat, dieser Satz aus der Erzählung vom Sündenfall deckt die Wurzel des Übels schonungslos auf (Johannes Paul II., Enzyklika über die Würde und Berufung der Frau, 10). Männerherr-

schaft, so stellt die Bibel unmissverständlich fest, ist eine Folge der Sünde. So war es von Gott nicht gedacht; so ist es nicht in seinem Sinne. Die ganze Welt könnte anders aussehen, geradezu paradiesisch. Aber wir leben jenseits von Eden, oft genug auf eigene Faust, von der Angst beherrscht, zu kurz zu kommen. Und so lange wir nicht genug „kriegen“ können, sind die Kleinkriege und Großkriege nicht aus der Welt zu schaffen, werden Frauen zum Objekt männlicher Herrschaft und männlichen Besitzstrebens. „Der Mann wird über dich herrschen...“, das ist das traurige Ergebnis der Sünde, das ist gerade nicht gottgewollt, das muss und darf nicht so bleiben.

Denn von Gott her ist es anders gedacht und gewollt: „Gott schuf den Menschen als sein Abbild; als Abbild Gottes schuf er ihn. Als Mann und Frau schuf er sie“ (Gen 1, 27). Beide haben die gleiche Menschenwürde und gleiches Recht, sind in klarer Selbständigkeit und Unterschiedenheit aufeinander bezogen. Die Frau ist nicht Mensch zweiter Klasse, sondern wie der Mann Bild Gottes, gleichermaßen von Gott geliebt, wesentlich gleichberechtigt, wie das jüngste päpstliche Lehrschreiben betont (Würde, 16 s.o.).

Gott hat in Jesus Christus alles eingesetzt, um uns sein Bild vom Menschen nahe zu bringen: „Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau; denn ihr alle seid ‚einer‘ in Christus Jesus“, sagt der heilige Paulus (Gal 3, 28). Dieser Satz steht für die durch Christus verwirklichte Gleichberechtigung. Wir Christen dürfen uns von niemandem

darin übertreffen lassen, die Würde der Frau zu achten. Zugleich müssen wir bekennen, dass wir oft weit hinter diesem Anspruch zurückgeblieben sind. Er fordert uns heute neu heraus.

III.

Die Kirche ist eine Gemeinschaft von Frauen und Männern, die unter der Verheißung und dem Gericht des Wortes Gottes steht. Weder Gleichmacherei noch Frontendenken, weder modische Anpassung noch verhärtete Selbstbefertigung helfen weiter. Je mehr wir uns von Gottes Wort leiten lassen, desto entschiedener und gelassener zugleich können wir einander begegnen. Verirrungen und Schuld brauchen wir nicht zu leugnen; das Evangelium trägt uns auch in unserem Versagen. Ich möchte Ihnen einige Hinweise geben als Anstoß zum Nachdenken und zum Gespräch:

1. Frauen und zunehmend auch Männer sind unterwegs, eine neue, reifere Gestalt ihres Menschseins für sich, füreinander und für unsere Welt zu entdecken. Wir sollten diese Aufbrüche nicht verdächtigen oder gar lächerlich machen, sondern geduldig, aufmerksam und mutig darüber sprechen, was an den überlieferten Vorstellungen und Verhaltensweisen ungenügend und unchristlich ist. Wir sollten Vorurteile und Klisches aufdecken und abbauen, nüchtern unsere Situation anschauen, wie sie ist, als Mann und Frau voneinander lernen.

2. Seit es die Kirche gibt, haben Frauen mit viel Phantasie und Einsatzfreude ihre Begabungen in das Leben der Gemeinden eingebracht: in der Weiter-

gabe des Glaubens, in der Sorge um die Armen und Kranken und im Dienst an einer warmherzigen Atmosphäre. Sie sind in der Kirche oft mehr zu Hause als die Männer; entsprechend müssen sie mit ihren Fähigkeiten und ihrer Berufung zum Zuge kommen. Nur Frauen und Männer gemeinsam können den Reichtum der biblisch und kirchlich bezeugten Gotteserfahrung entdecken und entfalten. Wie in unseren Chören dürfen die Stimmen der Frauen bei der Bezeugung des Glaubens nicht fehlen.

3. Damit ist schon angedeutet, dass dieser Hirtenbrief sich keineswegs nur an die Frauen richtet. Deren Situation wird auf Dauer nur dann anders werden, wenn auch die Männer ihr gewohntes Verhalten überprüfen. Frauen und Männer müssen zugleich ihre jeweilige Eigenständigkeit und ihre unterschiedliche Wechselbeziehung wahrnehmen. Ich hoffe und wünsche, dass das wechselseitige Gespräch in unseren Gemeinden in Gang kommt. Männer und Frauen sind beim Thema dieses Hirtenbriefes gefragt, soll es zu jener „Zivilisation der Liebe“ kommen, die unser Papst als besondere Berufung der Christen in der heutigen Welt herausgestellt hat.

Ich lade Sie ein, gemeinsam diesen Fragen nachzugehen. Sie könnten ja zum Thema werden in der Familie, in Gesprächskreisen der Pfarrei oder der Verbände.

Gott gebe, dass wir unsere Berufung als Kirche aus Frauen und Männern erkennen und ihrer froh werden. Dieses Zeugnis des Glaubens sind wir der Welt schuldig.

Gebet der Hl. Theresia von Avila

(1515 – 1582)

Ordensgründerin (Unbeschuhte Karmeliten) Mystikerin und Kirchenlehrerin:

Nein, mein Schöpfer, du bist nicht undankbar, und ich bin sicher, dass du ihr (= der Frauen) Flehen erhören wirst. Als du auf Erden warst, hast du die Frauen nicht verachtet, sondern sie mit großer Güte umgeben. Du hast bei ihnen mehr Liebe und einen lebendigeren Glauben gefunden als bei den Männern, weil deine heiligste Mutter eine von ihnen war. Ihre Verdienste machen uns Mut, da wir, trotz unserer Sünden, ihr Kleid tragen. Genügt es nicht, Herr, dass die Welt uns hier einschließt?... Es ist also wahr, dass wir nichts für dich in der Öffentlichkeit tun noch der Welt ihr Unrecht vorhalten können. Ist es möglich, dass du solch gerechten Bitten kein Gehör schenken wirst? Nein, Herr, ich kann es nicht glauben, wenn ich deine Güte und Gerechtigkeit betrachte. Du bist ein gerechter Richter und nicht wie die Richter dieser Welt, die alle Söhne Adams und daher Männer sind. Es gibt keine Tugend der Frau, die sie nicht mit Misstrauen betrachten. Aber, mein König, es wird ein Tag kommen, an dem sie uns alle erkennen werden. Ich spreche nicht für mich. Die Welt kennt mein Elend, und ich bin zufrieden, dass sie es kennt. Wenn ich aber unsere Zeit überblicke, finde ich es durchaus nicht richtig, dass man starke und hochgemute Seelen nur deshalb verachtet, weil sie Frauen sind!



Ohne die Frau ist der Mann nicht das Bild Gottes



Papst Franziskus spricht bei der Frühmesse im Vatikanischen Gästehaus Domus sanctae Marthae am 15. Juni 2018 über das Thema: „Ohne die Frau ist der Mann nicht das Bild Gottes“. Text entnommen dem L'Osservatore Romano, Wochenausgabe, Nr. 35 am 31. August 2018:

Frauen, Opfer der »Einweg/Wegwerf-Philosophie«, dazu gezwungen, »ihre Würde zu verkaufen, um einen Arbeitsplatz zu bekommen«, dazu genötigt, sich auf der Straße zu prostituieren, Frauen, die in den Zeitungen, im Fernsehen und sogar in den Supermärkten als »Objekte der Begierde« vorgeführt werden, um ein Produkt zu platzieren. Das System, »die Frau mit den Füßen zu

treten, weil sie Frau ist«, und sie nicht als Person zu betrachten, liegt allen vor Augen; und viel könnte eine »nächtliche Pilgerreise« durch die Straßen der Stadt lehren, wo man die jungen Frauen nur fragt: »Wie viel kostest du?« Mit dieser überaus harten Anklage griff Papst Franziskus in der Morgenmesse in Santa Marta am Freitag, 15. Juni, die Lehre Jesu auf, der die Geschichte gewandelt und der Frau ihre volle Würde erstattet hat, indem er all jenen aufhalf, die »verachtet, ausgegrenzt, ausgemustert« waren.

Für seine Betrachtungen ging der Papst vom Tagesevangelium nach *Matthäus* (5,27-32) aus: »Der Herr scheint stark, auch radikal zu sein, wenn er sagt: ›Jeder, der eine Frau ansieht, um sie zu be-

gehen, mit schmutzigem Herzen, ist ein Ehebrecher« und dann: »wer seine Frau entlässt, lässt sie allein, er wirft sie auf den Markt des Ehebruchs« . Diese Worte seien »in einer Kultur gesagt worden, in der die Frau ein Mensch »zweiter Klasse« war – um es mit einem Euphemismus zu sagen –, nicht einmal zweiter Klasse, sie war Sklavin, sie genoss nicht einmal volle Freiheit«. Die Worte Jesu »sind starke Worte, Worte, die die Geschichte ändern«. Und so »ist eines die Frau vor Jesus, ein anderes ist die Frau nach Jesus«. Jesus »verleiht der Frau eine besondere Würde und stellt sie auf dieselbe Ebene wie den Mann, denn er nimmt jenes erste Wort des Schöpfers auf, das lautet: Beide sind »Bild und Gleichnis Gottes«, beide; nicht zuerst der Mann und dann eine kleine Stufe tiefer die Frau; nein, beide«. Franziskus betonte erneut: »Der Mann ohne die Frau an seiner Seite – sei es als Mutter, als Schwester, als Braut, als Kollegin, als Freundin – jener Mann ist nicht Bild Gottes«.

Und weiter sei da im Abschnitt aus dem *Matthäusevangelium* »ein Wort«, das »mir an das Herz gerührt hat: Jeder, der eine Frau ansieht, um sie zu »begehren« , habe in seinem Herzen schon Ehebruch mit ihr begangen. »Dieses Wort ist von großer Aktualität«, erkannte der Papst an. Denn »in den Fernsehprogrammen, in den Zeitschriften, in den Zeitungen werden die Frauen als Objekte der Begierde, des Gebrauchs gezeigt, als Teil des Supermarkts: Das kann man kaufen, das kann man nutzen«.

So würden die Frauen zum »Objekt, und um etwa eine besondere Art von Tomaten zu verkaufen«, werde »dort eine Frau« benutzt, »als Objekt der Begierde:

gedemütigt, ohne Kleider, denn die Frau wurde auch heute zu einem Gebrauchsgegenstand gemacht«. Und »jene Lehre Jesu, die der Frau eine besondere Würde zukommen ließ und uns in Erinnerung rief, dass sie zusammen mit dem Mann Bild und Gleichnis Gottes waren, wird mit der Zeit ein weiteres Mal fallengelassen«.

Franziskus verabsäumte nicht, darauf hinzuweisen, dass »es Städte, Kulturen, Länder gibt, in denen Frauen noch Sklaven sind, sie dürfen dies nicht tun, sie dürfen jenes nicht tun«. Der Papst jedoch erinnerte daran, dass es nicht notwendig sei, »in die Ferne« zu gehen: »Bleiben wir hier, wo wir wohnen, schauen wir das Fernsehen an, und die Frauen sind noch immer Gebrauchsgegenstände; schlimmer noch: sie sind Objekte jener Einweg- bzw. Wegwerf-Philosophie. Es scheint, als wären sie keine Personen.«

»Es ist eine Sünde gegen Gott, den Schöpfer, die Frau zu verwerfen«, unterstrich der Papst erneut, »denn ohne sie können wir Männer nicht Bild und Gleichnis Gottes sein«. Heute »herrscht eine gegen die Frau gerichtete Erbitterung, eine schlimme, auch latente Erbitterung«. Und ganz klar fügte er hinzu: »Wie oft müssen sich junge Frauen, um einen Arbeitsplatz zu haben, als Einweg-/Wegwerfgegenstände verkaufen? Wie oft?« Und das geschehe »hier in Rom. Es ist nicht notwendig, in die Ferne zu schweifen. In den Büros, in den Firmen«. So also »gehört das Verwerfen der Frau zu dieser Wegwerfkultur und die Frau wird Material, das es wegzuworfen gilt: man benutzt sie einmal und wirft sie dann weg«.

Mehr noch: »Was würden wir sehen, machten wir eine »nächtliche Pilgerreise« zu gewissen Orten der Stadt?«, fragte sich der Papst, der antwortete: »Viele Frauen, viele Migranten, viele Nicht-Migranten, die wie auf einem Markt ausgebeutet werden. Diesen Frauen nähern sich die Männer nicht, um sie mit einem »Guten Abend« zu begrüßen«, sondern um sie zu fragen: »Wie viel kostest du?«, das ist die Frage«. Und »wir waschen uns demgegenüber das Gewissen rein, indem wir sagen: »das sind Prostituierte«. Doch »du hast sie zur Prostituierten gemacht, wie Jesus sagt: Wer die Frau entlässt, liefert sie dem Ehebruch aus, weil du die Frau nicht gut behandelst« und »die Frau nimmt dieses Ende, sie wird ausgebeutet, viele Male versklavt«.

Franziskus wandte sich an die Anwesenden und fuhr fort: »Hier sind Frauen: aber ihr Frauen, die ihr hier seid, denkt an sie, denkt an diese eure Schwestern, sie sind Frauen wie ihr, verworfen, als wären sie Schmutz, doch vorher benutzt«. »Jene »nächtliche Pilgerreise« also »würde uns lehren, hinzuschauen und dann zu sagen: »Ich bin frei, ich, Frau, ich bin frei und diese sind Sklavinnen, Sklavinnen dieses Wegwerf-Denkens« ». Doch, so fragte er, »wie viele von euch beten für die weggeworfenen Frauen, für die einfach nur gebrauchten Frauen, für die jungen Frauen, die ihre Würde verkaufen müssen, um einen Arbeitsplatz zu haben?«.

»All dies geschieht hier, in Rom, es geschieht in jeder Stadt«, wiederholte Franziskus, der »die namenlosen Frauen« in Erinnerung rief, »die – so können wir sagen – »Frauen ohne Blick«, weil die

Scham den Blick verdeckt; die Frauen, die nicht zu lachen wissen, und viele von ihnen wissen nichts von der Freude, ein Kind zu stillen und zu hören, wie sie »Mama« genannt werden, sie kennen das nicht«. Aber »auch im alltäglichen Leben, ohne an jene Orte zu gehen, findet sich dieser hässliche Gedanke, die Frau zu verwerfen«, als sei sie »Objekt zweiter Klasse« ». Aus diesem Grund »sollten wir besser nachdenken«, denn »wenn wir das tun oder sagen, wenn wir in dieses Denken eintreten, verachten wir das Bild Gottes, der Mann und Frau gemeinsam nach seinem Bild und Gleichnis schuf«.

»Dieser Abschnitt aus dem Evangelium möge uns helfen, an den Markt der Frauen zu denken, an den Markt, ja: an den Menschenhandel, an die Ausbeutung, die man sieht«, erklärte der Papst, der einlud, »auch an den Markt zu denken, den man nicht sieht, an jenen Markt, der stattfindet und den man nicht sieht«. Denn »die Frau wird mit Füßen getreten, weil sie Frau ist«. »Jesus hat eine Mutter gehabt«, so der Papst abschließend, »er hatte viele Freundinnen, die ihm nachfolgten, um ihm bei seinem Dienst zu helfen und ihn zu unterstützen«. Darüber hinaus »fand Jesus viele verachtete, ausgegrenzte und weggeworfene Frauen vor: und mit wie viel Zärtlichkeit, mit wie viel Liebe hat er ihnen aufgeholfen und ihnen ihre Würde zurückerstattet«. In diesem Geist, fügte er hinzu, »beten wir« für alle verachteten, ausgegrenzten, weggeworfenen Frauen und auch wir wollen wie Jesus handeln: wir wollen die Frauen als das behandeln, was allen Männern fehlt, um Bild und Gleichnis Gottes zu sein«.

Warum dürfen Frauen nicht Priester werden?



Franz Kamphaus, geb. 1932; Studium der Kath. Theologie und Philosophie an der Universität Münster und an LMU München, wurde am 21. Februar 1959

zum Priester geweiht. 1968 promovierte er zum Doktor theol. und war ab 1982 Professor für Pastoraltheologie und Homiletik. 1982 berief ihn Papst Johannes Paul II. zum Bischof von Limburg bis er dann mit 75 Jahren als Bischof von Limburg abtrat. Er ist heute noch Seelsorger im Vincentstift Aulhausen im Rheingau. Er schrieb eine ganze Anzahl von Büchern, eines davon heißt „Mutter Kirche und ihre Töchter“, erschienen 1989 bei Herder in der 3. Auflage. Der folgende Text mit der Überschrift „Warum dürfen Frauen nicht Priester werden“ ist diesem Buch entnommen:

1. Heiße Fragen

Ein heißes Eisen, Anlass zu heftigen Auseinandersetzungen in den Medien, in Jugendgruppen, Frauenkreisen, Pfarrgemeinderäten. Kaum einer anderen Frage begegne ich in Gesprächen und Briefen so oft wie dieser. Für nicht wenige Frauen ist die Frage der Weihe eine Art Testfall. „Wir dringen darauf, dass die Frauen im Gemeinschaftsleben der Gesellschaft und auch der Kirchen den ihnen eigenen Anteil an Verantwortung und Mitbestimmung haben“

(Römische Bischofssynode 1971). „Die Kirche soll Modell für das gleichwertige und partnerschaftliche Zusammenleben und -wirken von Männern und Frauen sein“ (Die deutschen Bischöfe 1981). „Wenn die Kirche es mit ihren hehren Worten ernst meint, warum schließt sie uns dann“, so fragen Frauen, „von der Weihe aus?“ Wenn heute die Chancengleichheit von Frauen und Männern in allen Berufen zur Selbstverständlichkeit wird, warum dann nicht auch in der Kirche? Ist das wirklich der Wille Jesu und des Heiligen Geistes, oder ist es eher die Angst der männlichen Amtsträger? Ist es wirklich Treue zur Tradition, oder ist es patriarchalische Unbeweglichkeit? Zeigen nicht die Erfahrungen evangelischer und anglikanischer Kirchen, dass Frauen durchaus Pfarrerrinnen sein können? Würde die Zulassung der Frauen zur Priesterweihe nicht das Problem des Priestermangels lösen? Fragen über Fragen.

Der Schriftsteller Samuel Beckett hat in den Niederlanden einen Prozess verloren, den er gegen zwei Frauen angestrengt hatte, die beanspruchten, die beiden männlichen Hauptrollen seines Stückes „Warten auf Godot“ zu spielen. Nach diesem Urteil dürfen Frauen auch männliche Rollen auf der Bühne spielen. Die Gleichberechtigung geht über künstlerische Fragen. Aber: Wird ein weiblicher Faust (Siehe eine Tragödie von J. W. von Goethe 1749 – 1832; der Redakteur) oder ein männliches Käthchen von Heilbronn (ein Schauspiel von Heinrich von Kleist, 1777 bis 1811; der

Redakteur) noch das vermitteln, was der Autor eigentlich sagen wollte?

Das rührt an einen wesentlichen Punkt in Sachen Priesterweihe der Frau. Wenn die Eucharistiefeier zum Gedächtnis an Tod und Auferstehung Jesu sein letztes Mahl mit den Jüngern vergegenwärtigen will, kann dann der Priester, der in Person Christi handelt, auch durch eine Frau repräsentiert werden?

2. Wahre Gleichheit

Als im Sommer des vergangenen Jahres das Apostolische Schreiben des Papstes zur „Würde und Berufung der Frau“ erschien, wurde es hierzulande in den meisten Medien „zerrissen“. Man achtete nicht auf die vielen neuen und richtungweisenden Aussagen, sondern beurteilte das umfangreiche Dokument von einem kleinen Abschnitt her, in dem (sehr behutsam) gesagt wird, der Dienst des Priesters in der Eucharistie werde vom Mann vollzogen. Das scheint für die gängige Kritik in Sachen Stellung der Frau der „springende Punkt“ zu sein. Diese Fixierung auf die Priesterin ist ungesund. Mit vollem Recht wehren sich Frauen dagegen, sich auf die Amtsfrage in der Weise, wie sie sich heute stellt, festlegen zu lassen. Man wird dem Problem auch sicher nicht gerecht, wenn man den Frauen Machthunger und umgekehrt den Männern Konkurrenzangst unterstellt. Es geht nicht etwa nur um die Öffnung eines Männerberufs für Frauen, nicht um eine Steigerung der Priesterszahlen. Es geht zunächst und vor allem um eine neue Gestalt der Kirche von Frauen und Männern, so wie sie vom II. Vatikanischen Konzil vorgegeben ist.

Es ist ein ganz wichtiges Ergebnis dieses Konzils, dass es in der Kirchenkonstitution das gemeinsame Priestertum aller Glaubenden, der Frauen und Männer, bewusst macht und zur Geltung bringt. Christgläubige sind die, „die durch die Taufe Christus einverleibt, zum Volk Gottes gemacht und des priesterlichen, prophetischen und königlichen Amtes Christi auf ihre Weise teilhaftig, zu ihrem Teil die Sendung des ganzen christlichen Volkes in der Kirche und in der Welt ausüben“ (Art. 31). Dort heißt es weiter: „Wenn auch einige nach Gottes Willen als Lehrer, Ausspender der Geheimnisse und Hirten für die anderen bestellt sind, so waltet doch unter allen eine wahre Gleichheit in der allen Gläubigen gemeinsamen Würde und Tätigkeit zum Aufbau des Leibes Christi“ (Art. 32).

Diese Aussagen des Konzils sind in der kirchlichen Realität noch lange nicht eingelöst. Wie in gesellschaftlichen Institutionen gibt es weiterhin ein Verhalten von unten nach oben und von oben nach unten, das gerade nicht von geistlicher Gleichberechtigung aus Taufe und Firmung geprägt ist. Die Kirche als ganze aus Frauen und Männern muss die Lehre des Konzils von der wahren Gleichheit aller neu lernen. Das ist eine Herausforderung für alle, nicht zuletzt für diejenigen, die ein besonderes Amt ausüben.

Erst wenn ausdrücklich der gemeinsame Wurzelboden des Glaubens, der alle Glieder der Kirche – Frauen und Männer – nährt und verbindet, als Teilnahme am Erlösungsamt Christi wahrgenommen wird, stellt sich die Amtsfrage im besonderen Sinne. Jedenfalls sind

frühere Begründungen für einen Ausschluss vom Priesteramt überwunden, die sich auf die Zweitrangigkeit, besondere Sündigkeit, intellektuelle Minderwertigkeit oder emotionale Unbeständigkeit von Frauen berufen. Hier wirkt zumal das jüngste Schreiben des Papstes in seinen grundsätzlichen Aussagen befreiend. Mann und Frau sind in ihrem Wesen und in ihrer Würde gleich. „Man muß von einer wesentlichen ‚Gleichberechtigung‘ sprechen“ (Würde, 16).

3. In Person Christi

Lässt sich von der Heiligen Schrift her etwas zur Teilhabe der Frau am Priesteramt sagen? Jesus beauftragt Frauen zur Verkündigung des Evangeliums. Sie halten bis zuletzt bei der Kreuzigung aus, und sie sind die ersten Zeugen der Osterbotschaft (Maria Magdalena verkündet den „Brüdern“ die Osterbotschaft, Joh 20,17f.; sie wird von Rhabanus Maurus und Thomas von Aquin als Apostelin der Apostel bezeichnet). In der frühen Christenheit leiten sie kleine Hauskirchen, werden von Paulus als „Mitarbeiterinnen“ (Röm 16,3) und „Mitskämpferinnen“ (Phil 4,3) bezeichnet, wirken als Prophetinnen (auch im Gottesdienst, 1 Kor 11, 5) und üben das Amt der Diakoninnen aus (Röm 16,1). Ohne die engagierte und kirchlicherseits voll anerkannte Mitwirkung der Frauen wäre die Ausbreitung des Christentums undenkbar. – Aber nehmen sie mit alledem schon teil am Priesteramt? Die römische Kongregation für die Glaubenslehre hat 1976 die Argumente gegen eine Zulassung von Frauen zur Priesterweihe ausführlich dargelegt.

Sie seien hier zusammen mit den Aussagen des Papstes in seinem jüngsten Apostolischen Schreiben in aller Kürze wiedergegeben:

- In der zweitausendjährigen Geschichte der Kirche hat es die Priesterweihe der Frau nie gegeben.
- Christus hat nur Männer in den Zwölferteil berufen, keine Frauen, und zwar nicht etwa aus der damaligen zeitbedingten Vorstellung heraus. „Er tat es mit derselben Freiheit, mit der er in seinem Gesamtverhalten die Würde und die Berufung der Frau betonte, ohne sich nach den herrschenden Sitten und nach der auch von der Gesetzgebung der zeitgebilligten Tradition zu richten“ (Johannes Paul II., Würde, 26).
- Der Priester handelt nicht in eigener Person, sondern an Christi Stelle. Weil Jesus ein Mann ist, kann er auch nur durch einen Mann vertreten werden.
- Die Eucharistie ist die sakramentale Feier der Erlösungstat Christi, des Bräutigams gegenüber der Kirche, seiner Braut. Diese Symbolik, so sagt der Papst, wird dann „durchsichtig und ganz deutlich, wenn der sakramentale Dienst der Eucharistie, wo der Priester ‚in persona Christi‘ handelt, vom Mann vollzogen wird“ (Würde, 26). Summa: „Die Kirche hält sich aus Treue zum Vorbild ihres Herrn nicht dazu berechtigt, die Frauen zur Priesterweihe zuzulassen“.

Die katholische Kirche hat es in ihrer ganzen Tradition abgelehnt, Frauen zum Priesteramt zuzulassen, freilich nicht durch eine „letzterverbindliche dogmatische Entscheidung“ (Katholischer Er-

wachsenen-Katechismus, 300), sondern durch andere Formen der Lehre und durch das Kirchenrecht. Die Glaubenskongregation hat die Frage nach der Diakonatsweihe der Frau nicht negativ beantwortet, sondern wird sie weiter bearbeiten.

In einem Schreiben zu Fragen der Stellung der Frau in Kirche und Gesellschaft (1981) sagen die deutschen Bischöfe: „Anders als die Frage des Priestertums stellt sich uns die Frage nach der Zulassung von Frauen zum sakramentalen Diakonatsamt. Die Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland hat die Zulassung von Frauen zum Diakonatsamt eingehend erörtert. Sie empfiehlt, an die in Teilen der alten Kirche geübte Praxis der Weihe von Diakoninnen wieder anzuknüpfen. Darum hat sie den Papst gebeten, die Frage des Diakonatsamtes der Frau entsprechend den heutigen theologischen Erkenntnissen zu prüfen und angesichts der gegenwärtigen pastoralen Situation womöglich Frauen zum Diakonatsamt zuzulassen! Diese Frage bedarf noch weiterführender Diskussion, vor allem aber einer größeren Übereinstimmung der Meinung in der gesamten Kirche“ (23:f.). Ähnlich wie die Deutsche Bischofskonferenz haben auch andere Bischofskonferenzen votiert.

4. Einheit der Kirche

Die Bedenken gegen eine Zulassung der Frauen zum Priesteramt sind gewichtig. Sie geben nicht nur die Meinung Roms wieder, sondern auch die unserer Vorfahren im Glauben, der Bischöfe und vieler heutiger Katholiken, Männer und

Frauen in der ganzen Weltkirche. Dass es andere Positionen, gerade auch unter Theologinnen und Theologen gibt, soll nicht bestritten werden. Soviel ist klar: Es geht hier nicht um eine Randfrage, sondern um ein zentrales kirchliches Problem.

- Die Zulassung der Frauen zum Priesteramt betrifft nicht nur den inneren Frieden und das Selbstverständnis jeder einzelnen Kirche (vgl. die Auseinandersetzungen in der anglikanischen Kirche), sondern insbesondere die Gemeinschaft der Kirchen untereinander, die Ökumene. Diese ist eng mit der gegenseitigen Anerkennung der Ämter verbunden. Die orthodoxe Kirche hat ihre Ablehnung gegenüber der Weihe von Frauen deutlich bekundet und darauf hingewiesen, dass diese die ökumenischen Beziehungen erheblich belasten würde. Die meisten Kirchen der Reformation sehen weniger Probleme in der Teilhabe der Frau am Amt. Das hängt mit ihrem andersartigen Amtsverständnis zusammen: Für sie gibt es kein Weihenpriesteramt.
- Wie bewusst ist uns die Wahrheit vom gemeinsamen Amt aller Glaubenden am Erlösungsamt Christi? Für die Glaubensvermittlung sind alle Getauften zuständig und beauftragt, Frauen und Männer. Es darf nicht dahin kommen, dass die Realisierung der Freiheit des Evangeliums nur einigen wenigen „Experten“ überlassen bleibt. Wir dürfen mit Freude feststellen, vor allem im Blick auf die Weltkirche, wie viele Frauen nicht nur im Dienst der Caritas und Katechese, sondern auch ausdrücklich in der Verkündigung und

der Seelsorge tätig sind. Die Vielfalt der Gnadengaben, wie Paulus sie beschreibt (1 Kor 12), kommt weltkirchlich immer mehr zum Tragen.

- Mit allem Nachdruck ist zu betonen: Die Ämter in der Kirche „begründen keine Überlegenheit der einen über die anderen und bieten auch keinen Vorwand für Eifersucht. Das einzige höhere Charisma, das sehnlichst erstrebt werden darf und soll, ist die Liebe (vgl. 1 Kor 12f.). Die Größten im Himmelreich sind nicht die Amtsdienere, sondern die Heiligen.“ Diesen letzten Satz bezeichnet der offizielle römische Kommentar zur Erklärung der Glaubenskongregation 1976 als „Leitmotiv“ und schließt: „Man ist noch weit davon entfernt, sich die Größe der Sendung der Frau in der Kirche und in der Gesellschaft ganz bewusst gemacht zu haben, sowohl für die Erneuerung und Vermenschlichung der Gesellschaft als auch dafür, dass die Gläubigen das wahre Antlitz der Kirche wieder neu entdecken. Wir sind leider noch weit davon entfernt, alle Benachteiligungen überwunden zu haben, deren Opfer die Frauen noch immer sind, nicht nur im

Bereich des öffentlichen, beruflichen oder geistigen Lebens, sondern auch im Innern der Familie.“

Viele Frauen üben in vielen Kirchenprovinzen, nicht nur in Missionsgebieten, eine Fülle von Tätigkeiten aus, die an sich dem Diakonenamt zukommen. Der Ausschluss dieser Frauen von der Weihe bedeutet eine theologisch und pastoral nicht zu rechtfertigende Trennung von Funktion und sakramental vermittelter Heilsvollmacht.

Ein weiterer Grund liegt darin, dass die Stellung der Frau in Kirche und Gesellschaft es heute unverantwortlich erscheinen lässt, sie von theologisch möglichen und pastoral wünschenswerten amtlichen Funktionen in der Kirche auszuschließen.

Schließlich lässt die Hineinnahme der Frau in den sakramentalen Diakonat in vielfacher Hinsicht eine Bereicherung erwarten, und zwar für das Amt insgesamt und für die in Gang befindliche Entfaltung des Diakonats im besonderen.

Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland

Der Diakon – geweiht zum Dienst



Professor Dr. theol. Josef Kreiml ist 1958 bei Thalmassing/Regensburg geboren. Er studierte von 1977 bis 1982 Katholische Theologie an der Universität

Regensburg und an der Universität Gregoriana in Rom. Anschließend studierte

er an der jesuitischen Hochschule für Philosophie München Philosophie und wurde 1989 von der Universität Regensburg zum Dr. theol promoviert. Nach seiner Priesterweihe 1990 in Regensburg wurde er Kaplan in Dingolfing und dann auch Pfarrer, Pfarrei St. Josef. 2001 habilitierte er sich an der Ludwig-Ma-

ximilians-Universität München bei Gerhard Ludwig Müller für das Fach Dogmatik. Seit 2003 ist Josef Kreiml Dozent für Ökumenische Theologie und seit 2004 Professor für Fundamentaltheologie an der Philosophisch-Theologischen Hochschule St. Pölten, wo er von 2006 – 2019 auch Rektor war. Gleichzeitig war er Diözesanrichter am Diözesangericht St. Pölten, arbeitete er in einer nahegelegenen Pfarrei und wirkte als Referent bei der Priesterfortbildung in der Diözese Regensburg mit. Zum 1. Dezember 2019 wurde Josef Kreiml von Bischof Rudolf Voderholzer zum Domkapitular im Bistum Regensburg ernannt. Seine Forschungsschwerpunkte sind in der Philosophie der Neuzeit und in der Theologie des 19. und 20. Jahrhunderts, insbesondere John Henry Newman, Romano Guardini, Karl Rahner und Josef Ratzinger. Er verfasste eine Reihe von Büchern und wissenschaftliche Beiträge. Eines seiner Bücher heißt „Die Rolle der Frau in der Kirche“, 2014 gedruckt bei Friedrich Pustet in Regensburg und vertrieben vom Media Maria Verlag Illertissen. Aus ihm stammt der Beitrag „Der Diakon – geweiht zum Dienst“, wo er auch darlegt, warum es keine Diakonissenweihe (für Frauen) geben kann.

Die Weihe zum Diakon können in der katholischen Kirche nur Männer empfangen. Im Zusammenhang mit der Frage nach der Rolle bzw. der Berufung der Frau in der Kirche wird seit Jahren intensiv darüber diskutiert, ob es nicht möglich wäre, auch Frauen zur Diakoninnenweihe zuzulassen. Nach kirchlicher Glaubensüberzeugung besteht ja keine Möglichkeit, Frauen die Priester-

weihe (bzw. die Bischofsweihe) zu spenden. Gibt es aber – so fragen viele – nicht wenigstens die Möglichkeit, Frauen zur Diakonin zu weihen, d. h. sie zur dritten Weihestufe zuzulassen?

Neben der Erneuerung der Theologie des Bischofs- und des Priesteramtes hat das Zweite Vatikanum mit der Erneuerung des ständigen Diakonats einen weiteren Schritt zur Erneuerung des Amtsverständnisses aus dem Geist der altkirchlichen Tradition getan. In der alten Kirche übten die Diakone verschiedene liturgische, katechetische, karitative und administrative Dienste an der Seite des Bischofs als seine Helfer aus. Man verstand sie als „Auge und Arm des Bischofs“. Sie wurden von den Presbytern unterschieden und konnten vor allem nicht der Eucharistie vorstehen; später haben die Presbyter die diakonalen Aufgaben übernommen. Seit dem Ende des ersten Jahrtausends war der Diakon in der lateinischen Kirche nur noch eine „Durchgangsstufe“ zum Presbyterat. Bereits das Trienter Konzil hat – ohne Erfolg – versucht, den ständigen Diakon zu erneuern. Für die vom Zweiten Vatikanum vorgenommene Wiederherstellung des Diakonats als einer „eigenen und beständigen hierarchischen Stufe“ waren vor allem pastorale und missionarische Herausforderungen maßgebend. Aus dem Konzilstext geht eindeutig hervor, dass der Diakon „eine eigene sakramentale Weihestufe darstellt und damit Anteil hat am dreifachen Dienst des Amtes“. Zum eigenen Profil des Diakonats innerhalb des Amtes sagt das Konzil nur, der Diakon werde „nicht zum Priestertum (*sacerdotium*), sondern zur Dienstleistung (*ministerium*)“ bestellt. Damit ist

geklärt, dass der Diakon „speziell priesterliche Dienste“ – besonders die Feier der Eucharistie und die Spendung des Bußsakraments – nicht vornehmen kann. Das Zweite Vatikanische Konzil entfaltet in der dogmatischen Konstitution über die Kirche *Lumen gentium* (21. November 1964) den theologischen Gehalt des Diakonats, der – nach dem Bischof – und dem Priesteramt – die dritte Stufe des Weiheamtes bildet: Die Diakone empfangen die Handauflegung „nicht zum Priestertum, sondern zur Dienstleistung“. Sie dienen – mit sakramentaler Gnade gestärkt – dem Volk Gottes „in der Diakonie der Liturgie, des Wortes und der Liebestätigkeit in Gemeinschaft mit dem Bischof und seinem Presbyterium“. Aufgabe der Diakone ist es, je nach Weisung der zuständigen Autorität, „feierlich die Taufe zu spenden, die Eucharistie zu verwahren und auszuteilen, der Eheschließung im Namen der Kirche zu assistieren und sie zu segnen, die Wegzehrung den Sterbenden zu überbringen, vor den Gläubigen die Heilige Schrift zu lesen, das Volk zu lehren und zu ermahnen, dem Gottesdienst und dem Gebet der Gläubigen vorzustehen, Sakramentalien zu spenden und den Beerdigungsritus zu leiten“. Bei der Ausübung von Aufgaben im Bereich der Caritas und der Verwaltung sollen die Diakone daran denken, dass Christus „der Diener aller“ geworden ist.

Was mit dem *ministerium* des Diakons genauerhin gemeint ist, bleibt im Konzilstext unbestimmt. Denn der *Dienst* gilt für alle Christen und für alle Stufen des Amtes (Bischof, Priester, Diakon). Das Konzil belässt es bei der Aufzählung einzelner Aufgaben des Diakons. Diese Aufzählung ist eher beispielhaft als er-

schöpfend gemeint. Eine Theologie des Diakonats und das spezifische Profil des Diakons können daraus noch nicht abgeleitet werden. Diesbezüglich hat das Konzil Fragen offengelassen, die teilweise noch einer vollständigen Klärung bedürfen. Versucht man dem spezifischen Profil des Diakons näherzukommen, so muss man ihn einerseits vom Priester unterscheiden. Er ist kein „Ersatzpriester“ und sollte erst recht kein „verhinderter Priester“ sein. Andererseits ist der Diakonatsdienst als *sakramental begründeter* Dienst auch von den Laiendiensten zu unterscheiden; der Diakon ist kein „Laiendiakon“ und schon gar nicht ein geweihter Sozialarbeiter. Am ehesten kann man davon ausgehen, dass der Diakon gewissermaßen eine „Brücke“ zwischen dem Bischof bzw. dem Presbyter und dem Volk Gottes ist. Doch auch diese Bestimmung bringt Randunschärfen mit sich. Denn im Notfall kann der Diakon gewisse Aufgaben des Priesters übernehmen (etwa in der Gemeindeleitung), wie in Notfällen umgekehrt Laien bestimmte Aufgaben des Diakons übernehmen können (Nottaufe, außerordentliche Kommunionsspendung). Es wäre verfehlt, das spezifische Profil des Diakons von solchen Grenzfällen her bestimmen zu wollen. Am meisten angemessen ist es – so Kardinal Kasper –, den Diakon von der *diakonia* her – *diakonia* im umfassenden biblischen Sinn verstanden – zu sehen. „Sie darf nicht nur als Caritas- und Sozialarbeit begriffen werden, sondern schließt den Dienst des Wortes und den Dienst der Sakramente (Taufe und Spendung der Eucharistie) sowie das gelebte Zeugnis der persönlichen Dienstgesinnung und Hingabe ein.“ In diesem Sinne kann man den Diakon

als „amtlichen Repräsentanten“ der *diakonia* Christi verstehen.

Auch zur vieldiskutierten Frage der Diakoninnen äußert sich Walter Kasper: Diakoninnen sind im Osten – außer in Ägypten und Äthiopien – seit dem dritten Jahrhundert, im Westen ab dem sechsten Jahrhundert bekannt. Ihr Stand war jedoch sowohl im Osten als auch im Westen „von dem des männlichen Diakons unterschieden“. In Syrien, wo Diakonissen besonders bezeugt sind, war dies der Fall auf dem Hintergrund einer Gesellschaft, in der eine starke Trennung von Frauen und Männern herrschte. Die Diakonissen waren deshalb vor allem mit der Frauenseelsorge beauftragt. Aus Gründen der Dezenz waren sie mit der Assistenz bei der Erwachsenentaufe betraut; der Dienst am Altar stand ihnen jedoch nicht zu. Entsprechend unterschied sich auch der Ritus der Ordination von dem der männlichen Diakone. Im Westen wurde der Diakonat der Frauen, wie er im Osten bekannt war, von verschiedenen Synoden abgelehnt. Wenn im Westen von Diakoninnenweihe die Rede ist, handelte es sich „entweder um die Bestellung von Äbtissinnen oder um die feierliche Aufnahme in den Witwenstand. Es gibt – so Kardinal Kasper – keine kontinuierliche einheitliche Tradition, an die man heute anknüpfen könnte. Die Einführung einer Diakoninnenweihe wäre unter den heutigen Umständen eine „Neuschöpfung“, die eine neue Praxis begründen würde. Sie wäre „allenfalls als eine Sakramentalie, aber nicht als ein Sakrament möglich“. Eine Diakoninnenweihe im Sinne einer Sakramentalie würde aber keine Hervorhebung des Status der Frauen be-

deuten, wie sie diejenigen, die für diese Weihe eintreten, wünschen, sondern im Gegenteil „eine Minderstellung der Frauen gegenüber den männlichen Diakonen begründen“. Die Forderung nach der Weihe von Diakoninnen ist deshalb „kein geeigneter Ansatzpunkt für die Verwirklichung des berechtigten Anliegens, Frauen mehr Raum und öffentliche Stellung in der Kirche zu geben. Das kann besser, wirksamer und eigenständiger in einem nicht klerikalen Kontext geschehen.“ Im Kontext des Laienapostolates gibt es dazu viele andere Möglichkeiten. Die Konzilsväter haben – so Gerhard Ludwig Müller – die beschriebenen Aufgaben des Diakons zu den für die Kirche „in höchstem Maße lebensnotwendigen Ämtern“ gerechnet. Insgesamt könne man weltweit von positiven Erfahrungen mit dem „ständigen Diakonat“ sprechen. Durch den Dienst des Diakons in den drei Aufgabenbereichen der Kirche, nämlich der Verkündigung, der Liturgie und der Caritas, wird die sakramentale Verfassung der Kirche sichtbar – vor allem in jenen Fällen, in denen kein Priester vor Ort sein kann. Der Diakon repräsentiert in seinem diakonalen Handeln Christus als Quelle allen Heilswirkens der Kirche. Sein Handeln ist deshalb ein Handeln von Christus, dem Haupt der Kirche, her, auf die Kirche hin.

Die Internationale Theologenkommission hat im Dezember 2001 die Frage nach der Möglichkeit des Diakonats für die Frau intensiv beraten. Der Frauendiakonat ist aber – so der damalige Dogmatikprofessor (im Jahr 2001) Gerhard Ludwig Müller, der 2012 in das Amt des Präfekten der Kongregation für die Glaubenslehre berufen worden ist,

– vom Frauenpriestertum „nicht trennbar“. Wegen der *Einheit des Weihesakramentes*, die bei den Beratungen der Theologenkommision besonders betont worden ist, „kann man nicht mit zweierlei Maß messen. Dies wäre... eine Diskriminierung der Frau, wenn man sie für den Diakonat geeignet hielte, aber nicht für den Presbyterat oder den Episkopat. Man würde die Einheit des Sakramentes in der Wurzel spalten, wenn man dem Diakonat als Amt des Dienens das Priesteramt als Amt des Leitens entgegensetzen und daraus folgern würde, die Frau habe im Unterschied zum Mann eine größere Affinität zum Dienen und sei deshalb zum Diakonat, aber nicht zum Priestertum geeignet. Das gesamte apostolische Amt ist ein Dienen in den drei Stufen, in denen es ausgeübt wird.“ Der hauptsächliche Grund für die Entscheidung der Kirche, den Frauen das Weihesakrament nicht zu spenden, besteht nicht darin, dass ihnen „irgendetwas an geistlichen Gaben oder natürlichen Talenten fehlen würde“. Entscheidend ist vielmehr die Tatsache, dass die geschlechtliche Unterschiedenheit und Relationalität von Mann und Frau – wie auch im Ehesakrament! – eine Symbolik in sich enthält, die „als Bezeichnung für die gnadenhafte Dimension des Verhältnisses Christi zur Kirche eine Voraussetzung darstellt und sich in ihr abbildet. Wenn der Diakon mit dem Bischof und Presbyter aus der wurzelhaften Einheit der drei Weihegrade heraus von Christus her, dem Haupt und Bräutigam der Kirche, auf die Kirche hin handelt, ist es klar, dass nur ein Mann diese Relation Christi zur Kirche repräsentieren kann. Umgekehrt ist ebenso klar, dass Gott das

Menschsein nur aus einer Frau heraus annehmen konnte und damit auch das weibliche Geschlecht in der Ordnung der Gnade – aufgrund der inneren Bezogenheit von Natur und Gnade – eine unverwechselbare, grundlegende und keineswegs nur akzidentelle Bedeutung hat.“ Gerhard Ludwig Müller weist auch darauf hin, dass alle bedeutenden Kirchenväter die Praxis, in einigen von der Kirche abgetrennten Gemeinschaften den Frauen das Diakonen- und Priesteramt zu übertragen, als „häretisch abgewiesen“ haben. Als ab dem zwölften Jahrhundert im Licht der Unterscheidung von *Sakramenten* im eigentlichen Sinn und den bloßen *Sakramentalien* die liturgischen Grundvollzüge der Kirche bewertet wurden, haben alle maßgebenden Theologen und das kirchliche Lehramt die Interpretation der Diakonisse „als Stufe des Weihesakraments im eigentlichen und wahren Sinne abgelehnt“. Einhellig wurde der Ritus der Einsetzung der Diakonisse als Benediktion, d. h. als Segnung und damit als *Sakramentale*, bewertet, besonders auch die Weihe der Äbtissin oder der Jungfrau, die in einem gewissen historischen Zusammenhang mit der alten Diakonissinnenweihe gesehen werden kann. „Die Kirche in ihren Lebensvorgängen und in ihrem Dienst an den Menschen wird wesentlich von allen Christen... mitgetragen... In den spezifischen Ämtern kirchlich-menschlichen Rechtes... üben Frauen für die Kirche wichtige und auch sie selbst menschlich und geistlich erfüllende Dienste aus.“ Die Weichen in die Zukunft der Mitarbeit von Laien in der Kirche hat das Konzil im – leider viel zu wenig beachteten – vierten

Kapitel der Kirchenkonstitution *Lumen gentium* (Nr. 30–38) gestellt.

Rudolf Voderholzer, der jetzige Bischof von Regensburg, macht – mit Gerhard Ludwig Müller – darauf aufmerksam, dass die Wiedereinführung des frühkirchlichen Diakonissenamtes ein „amüsanter Anachronismus“ wäre. Denn all das, was Frauen heute in den längst etablierten kirchlichen Ämtern der Katechetinnen, Gemeinde- und Pastoralreferentinnen, Theologieprofessorinnen, Ordinariatsrätinnen usw., von den zahlreichen ehrenamtlichen Tätigkeiten von Frauen ganz zu schweigen, für die Kirche tun und immer getan haben, übertrifft den sehr eingeschränkten Funktionsbereich der Diakonissen bei Weitem. Auch Befürworter einer Zulassung von Frauen zum Diakonenamt „räumen heute ein, dass man sich dabei nicht auf die frühe Kirche als Anknüpfungspunkt berufen könne“. Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt Kardinal Kasper: „Das Leben in den Gemeinden ist heute ohne das verantwortliche ehrenamtliche und hauptamtliche Engagement von Frauen in der Gemeindegemeinschaft, in Katechese, Familien-, Kranken- und Altenseelsorge und noch vielem mehr gar nicht mehr

denkbar. Dieses Engagement verdient es, viel mehr anerkannt zu werden, als dies gewöhnlich geschieht. Vieles ist in den letzten Jahrzehnten auch auf ‚höheren‘ Ebenen weithin selbstverständlich geworden und verdient weiterhin gefördert zu werden: Frauen sind heute nicht nur in dem als typisch fraulich geltenden karitativen Bereich tätig, sondern auch in der Theologie, in verantwortlichen Positionen der Kirchenleitung als Ordinariatsrätin, Kanzlerin, Richterin, Leiterin der diözesanen Caritas, Verantwortliche für den Bereich Bildung und Erziehung und anderes... Es ist deshalb abwegig und selbst wiederum eine kleinaltmodisch verengte Sicht, das Thema Frau in der Kirche nur an der Frage der Frauenordination festmachen zu wollen. Wenn nicht alles täuscht, stehen wir in der Frage der Stellung und Sendung der Frau in der Kirche erst am Anfang einer Entwicklung. Es bedarf wohl erst noch charismatischer und prophetischer Frauengestalten, welche mit Fantasie und mit Mut und auch mit Zähigkeit und Geduld neue Formen und Wege des Dienstes der Frau in der Kirche weisen, sie exemplarisch leben und damit das kirchliche Leben bereichern.“

Praxis des Glaubens und des Lebens in neuer Beziehung

Reinhard Kardinal Marx stammt aus Westfalen und wurde 1953 geboren. Nach dem Abitur studierte er in Paderborn, Paris, München und Bochum Theologie und Philosophie.

1979 erhielt er vom Erzbischof Dr. Johannes Joachim Degenhardt in Paderborn die Priesterweihe. In den Jahren von 1981 bis 1986 war er geistlicher Rektor des Sozialinstituts des Erzbistums Pa-



derborn mit Sitz in Dortmund und Diözesanbeauftragter für Betriebsseelsorge im Erzbistum Paderborn. Dann studierte er in Münster und Bochum weiter und promovierte zum Doktor der Theologie. 1996 war er Professor für Christliche Gesellschaftslehre an der Theologischen Fakultät in Paderborn. 1996 wurde er auch zum Weihbischof ernannt und dann 2001 zum Bischof von Trier. Sechs Jahre später erfolgte die Ernennung zum Erzbischof von München und Freising und 2010 die Ernennung zum Kardinal. 2008 wurde er in den Päpstlichen Rat für Laien berufen und 2009 zum Vizepräsident der Kommission der Bischofskonferenzen der europäischen Gemeinschaft, deren Präsident er 2012 wurde. Noch in viele Gremien wurde er berufen, so 2013 dann in die achtköpfige Kardinalsgruppe zur Beratung von Papst Franziskus bei der Leitung der Weltkirche (Zusammen mit Oscar Andres Rodriguez Kardinal Maradiaga siehe AAO) und zur Überarbeitung der Apostolischen Konstitution „Pastor bonus“ über die römische Kurie. Papst Franziskus ernannte ihn 2014 zum Koordinator des neu errichteten Wirtschaftsrates, der über die wirtschaftlichen und administrativen Angelegenheiten des Hl. Stuhles und des Vatikanstaates zu wachen hat. 2014 wurde er auch zum Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz gewählt. 2020 erklärte der Kardinal, dass er für das Amt nicht mehr kandidieren werde und so wählten die deutschen Bischöfe am 3. März 2020 den Limburger

Bischof Georg Bätzing zu seinem Nachfolger. Kardinal Marx veröffentlichte auch ein Reihe von Büchern. Eines davon heißt „Freiheit“ und ist 2020 in 3. Auflage im Kösel-Verlag erschienen. Der folgende Beitrag „Praxis des Glaubens und des Lebens in neuer Beziehung“ ist diesem Buch entnommen.

Die Suche nach der Wahrheit ist nicht die Suche nach einem abstrakten Begriff, ebenso wenig wie bei der Suche nach der Freiheit. Für Christen ist es die Offenheit, der Blick auf eine Person: Jesus Christus. Kaum jemand wird behaupten können, die Kirche habe diese Wahrheit in der Person Jesu Christi wirklich schon in ihrer ganzen Tiefe und Weite ermesssen. Alle in der Kirche sind gemeinsam auf diesem einen Weg, um der Wahrheit in dieser Person zu begegnen und sie je neu zu leben.

Das ist das Grundmoment einer synodalen Kirche, in der alle ihre Erfahrungen, Überzeugungen und ihren Glaubensweg einbringen, aus dem heraus der Papst und die Bischöfe in ihrer Verantwortung den Glauben der Kirche verkünden und festhalten und das gelebte Zeugnis als Orientierung für alle vorstellen. Aber nicht die Bischöfe allein sind es, die den Glauben der Kirche ins Wort bringen. Daran sind alle Gläubigen beteiligt in ihrer je eigenen Berufung.

In diesem Sinne erwarte und erhoffe ich eine neue Epoche des Christentums. Zu dieser neuen Epoche muss auch eine neue Theologie gehören, die stärker theologische Texte, Praxis und geistliches Leben der Kirche zusammenführt. Dabei ist die Heilige Schrift das wichtigste Zeugnis der Offenba-

rung, die Offenbarung ist Jesus Christus selbst. Es muss eine Theologie sein, die noch stärker lernt, die »Zeichen der Zeit« im Licht des Evangeliums zu deuten und die Wahrheit des Glaubens nicht einfach nur in intellektuellen Betrachtungen und textlichen Erörterungen weiterzutragen; eine Theologie, die viel stärker die Praxis des Glaubens und des Lebens in das eigene Sprechen einbezieht. Die Geschichte der Kirche geht nicht zu Ende, davon bin ich überzeugt! Zu Ende geht aber möglicherweise eine bestimmte Sozialgestalt und auch eine bestimmte Sprache. Wir spüren es doch: Es wird sich vermutlich vieles ändern an Strukturen, Denkmustern und kirchlichen Lebensgewohnheiten. Das betrifft das Zueinander von Freiheit und Gehorsam, Glaube und Leben, das Verhältnis von Männern und Frauen, Laien und Klerikern, Vielfalt und Einheit in der Kirche. Diese Themen stehen auf der Tagesordnung. Und die Diskussionen darüber wurden in besonderer Weise beschleunigt durch die Debatte um sexuellen Missbrauch im Raum der Kirche. Bei mir jedenfalls hält die Erschütterung darüber an, dass »Schein« und »Sein« in der Kirche selbst so eklatant auseinanderfallen konnten und vielfach weiter auseinander fallen. Durch das interdisziplinäre Forschungsprojekt »Sexueller Missbrauch an Minderjährigen durch katholische Priester, Diakone und männliche Ordensangehörige im Bereich der Deutschen Bischofskonferenz« (kurz »MHG-Studie«) wurden Fragen aufgeworfen, die nicht einfach beantwortet oder gar beiseitegeschoben werden können. Sie sind ein

Teil des notwendigen Aufbruchs in eine neue Epoche des Christentums in unserem Land.

In diesen Fragen gründet auch der Synodale Weg der Kirche in Deutschland mit den Themenbereichen, die hierbei in besonderer Weise auf der Agenda stehen müssen: die Fragen nach Macht, Partizipation und Gewaltenteilung, nach der Rolle der Frauen in Diensten und Ämtern der Kirche, die Frage nach der priesterlichen Lebensform und die Fragen der Sexualmoral. Für mich lautet die Leitfrage für diesen Synodalen Weg: Ist die Kirche – in ihrer äußeren Gestalt und in ihrer eigenen Lebensweise – ein Zeichen der verantwortlichen Freiheit, die an Jesus Christus orientiert ist?

Ein entscheidender Punkt in diesen Debatten ist die Frage nach der Beteiligung von Frauen in Ämtern und Diensten der Kirche, denn an diesem Punkt, der im übrigen für Frauen und Männer gleichermaßen relevant sein sollte, stehen ein weithin geteiltes Verständnis von Befreiung, Gleichheit und Gerechtigkeit der Tradition der Kirche scheinbar am deutlichsten entgegen. Die Begründungen für das Verhältnis von Frauen und Männern im Bereich der Dienste und Ämter ist immer schwerer vermittelbar und wird von vielen innerhalb der Kirche und erst recht außerhalb als unvereinbar mit der Idee der verantwortlichen Freiheit angesehen. Und ich kann das gut verstehen. Die Kirche selbst hat die Emanzipationsbewegungen als »Zeichen der Zeit« verstanden, und sie wird in dieser Frage selbst zu wenig als Zeichen der Freiheit wahrgenommen.

Im sogenannten »Instrumentum laboris« (IL), das heißt also der Arbeitsgrundlage für die Vorbereitung und Debatten während der Jugendsynode, war diese Spannung auch klar benannt: *»Die Wut junger Menschen angesichts von Korruption und zunehmender struktureller Ungleichheit, von Nichtachtung der Menschenwürde, Menschenrechtsverletzungen, Diskriminierung von Frauen [auch in der Kirche] und Minderheiten, organisierter Gewalt und Ungerechtigkeit scheint in den Antworten der BK [= Bischofskonferenzen] nicht genügend berücksichtigt.«*

Ich will zu diesem Punkt wiederholen, was ich bei meinem Statement während der Jugendsynode vor Papst Franziskus und den Synodenteilnehmern aus aller Welt gesagt habe: Wenn die Kirche die Wahrung der Würde der Frau unterstützen will, dann reicht es sicher nicht, die entsprechenden lehramtlichen Texte zu wiederholen. Wir müssen uns den oft unbequemen und ungeduldigen Fragen der jungen Menschen nach der Gleichberechtigung von Frauen auch

in der Kirche stellen. Wir können uns nicht einfach aus den Diskursen der Gegenwart heraushalten und müssen neu eine Streitkultur lernen, um uns argumentativ und orientierend in die gesellschaftlichen Debatten zu zentralen Grundfragen des Menschseins wie der Sexualität, der Rollen von Frauen und Männern und der menschlichen Beziehungsgestaltung einzubringen. Und wir müssen um der eigenen Glaubwürdigkeit willen Frauen auf allen Ebenen der Kirche, von der Pfarrei bis auf die Ebenen von Bistum, Bischofskonferenz und auch im Vatikan selbst, noch weit aus mehr an Führungsaufgaben beteiligen. Wir müssen das wirklich wollen und auch umsetzen! Der Eindruck, dass die Kirche, wenn es um die Macht geht, letztlich eine Männerkirche ist, muss in der Weltkirche und auch im Vatikan überwunden werden. Sonst werden junge Frauen in der Kirche keine wirkliche Gestaltungsmöglichkeit für sich sehen.

Es ist höchste Zeit!

Wie es mit der Kirche aufwärts geht



Stefan Jürgens ist 1968 in in Borghorst, heute ein Stadtteil der Kreisstadt Steinfurt, im Münsterland geboren. Er studierte katholische Theologie in Münster und Freiburg und wurde 1994 zum Priester

geweiht. Er war drei Jahre Kaplan in Ahaus und dann ab 1997 Jugendseelsorger und BDKJ-Präses in Vechta. Ab 2002 war er Geistlicher Rektor der katholischen Akademie „Kardinal-von Galen“ in Cloppenburg-Stapelfeld und Leiter des Exerzitienhauses. Ab 2006 war er Priester der Pfarrei St. Otger in Stadtholn. In dieser Zeit betrieb er einen Blog mit dem Titel „Der Landpfarrer“ in

dem er verschiedene Titel und Meinungen veröffentlichte. Von 2004 bis 2008 war er vier Jahre lang Sprecher beim Wort zum Sonntag in der ARD. Ab 2016 war er drei Jahre lang Pfarrer der Heilig-Kreuz-Kirchengemeinde in Münster und anschließend Pfarrer in zwei Pfarreien in Ahaus. Als Autor verfasste er eine Reihe von Werken, von denen das Buch „Ausgeheuchelt“, erschienen 2019 im Herderverlag, ein Bestseller wurde. Es ist ein sehr kritisches und ehrliches Buch, darüber wie er die Probleme der katholischen Kirche sieht und wie er eine Lösung und Verbesserung denkt.

Der folgende Text „Wie es mit der Kirche aufwärts geht“ ist diesem Buch entnommen.

Nichts ist unmöglich

Im Grunde genommen wissen alle, was jetzt zu tun ist. Die Kirche muss zunächst das Einmaleins jeder modernen Gesellschaft lernen: Menschenrechte, Gleichberechtigung von Mann und Frau, freie Entfaltung der Persönlichkeit, Gewaltenteilung und Machtkontrolle. Dann kann auch die Kirche synodale Strukturen schaffen, für Transparenz sorgen, Seelsorgepersonal fordern durch Änderung der Zugangswege zum sakramentalen Amt, Gleichberechtigung der Frau auch im Weiheamt. Es freut mich sehr, dass dies mittlerweile auch die meisten Bischöfe fordern, und sei es bei manchen nur, weil die mediale Öffentlichkeit sie vor sich hertreibt und sie mit dem Rücken ihrer Glaubwürdigkeit vor der Wand stehen. Die Angst weicht, der Mut zu einer eigenen Mei-

nung wird stärker. Dennoch ist konkret nur wenig geschehen. Das liegt daran, dass es einer auf den anderen schiebt. Und meistens sagt: »man müsste« und »man sollte«. Im Konjunktiv aber kann man nicht leben!

Die Gemeinden sagen: »**W i r** können ja doch nichts ausrichten, wenn der Pfarrer es nicht will.« Die Pfarrer sagen: »**W a s** sollen wir schon verändern? Hier ist der Bischof gefordert.« Die Bischöfe sagen: »Wir können leider nichts machen, es ist eine weltkirchliche Angelegenheit.« Was ist die Folge dieser Verschiebungstaktik? Es geschieht erst einmal gar nichts. Weil man aber spürt, dass sich jetzt doch irgendetwas ändern muss, ändert man erst einmal irgendetwas anderes: Man erfindet zum Beispiel neue Verwaltungsstrukturen, schreibt neue Grundsatzpapiere, stellt neues Behördenpersonal ein. Wieder einmal macht die Ratlosigkeit rastlos. Statt die Gemeindeebene zu stärken, wird die Zentrale aufgebläht. Immerhin hat man jetzt irgendetwas getan.

Es wird also Zeit, dass wirklich etwas geschieht: synodale Strukturen schaffen durch mehr Demokratie, für Transparenz sorgen durch Machtabbau auf der klerikalen Ebene, haupt- und nebenamtliche Frauen und Männer im Diakonen- und Priesteramt, damit die Kirche im Dorf und Seelsorge vor Ort bleiben kann, erreichbar und menschennah. »Wie soll das geschehen?«, fragte einst Maria. »Für Gott ist nichts unmöglich«, antwortete darauf der Engel. Doch die Erfahrung zeigt, dass Gott nur dann das Unmögliche tut, wenn wir das Menschenmögliche nicht unterlassen.

Die heiligen Kühe schlachten

Dazu muss die Kirche endlich ihre heiligen Kühe schlachten – und damit manche ihrer angeblich unersetzbaren, doch leider völlig unbiblischen und theologisch kaum noch nachzuvollziehenden Alleinstellungsmerkmale, die ohnehin nur Instrumente einer unseligen Allianz von Macht und Angst sind: das magisch aufgeladene und klerikale Priesterbild, die numinose Bindung des Priesteramts an den Zölibat, die archaisch-magische Abwertung der Frau sowie die peinliche Unterleibstheologie, die einmal bis ins Schlafzimmer hinein alles genau regeln wollte. Individualmoral war schon lange nur ein Mittel, von den wirklich großen gesellschaftlichen Themen abzulenken, denn die Kirche hing an ihrem Einfluss und brauchte dazu lange Zeit den Pakt mit den Reichen und Mächtigen. Da passte es gut, das Gewissen der kleinen Leute noch kleiner und diese Leute damit gefügig zu machen.

»Wir haben den Menschen zuerst Sünden eingeredet, damit wir sie ihnen anschließend wieder nehmen konnten«, meinte dazu ein alter Pfarrer. Diese großen und kleinen, störrischen und selbstzerstörerischen Machtspielchen müssen aufhören. Päpste und Bischöfe haben seit dem Ende des Zweiten Vatikanischen Konzils um einer angeblich weltkirchlichen, vor allem aber innerklerikalen und männerbündischen Einheit willen jede Reform im Keim erstickt, ihr gemeinsamer Korpsgeist war ihnen offensichtlich wichtiger als der Geist Gottes, der die Kirche vorantreiben und nicht einsperren will. Nichts ist unmöglich. Schlachten wir deshalb die

heiligen Kühe und halten wir Jesus die Treue!

Den Mut nicht verlieren

Auferstehung: Wenn man das hört, denkt man sofort an das Leben nach dem Tod. Kinder nennen es den Himmel. Erwachsene sehnen sich nach Vollendung. Sie wünschen sich, dass einmal alles gut wird. Leben mit Gott, Versöhnung mit sich selber und anderen. Auferstehung: Vielen fällt es heute schwer, daran zu glauben. Auch vielen Christen. Ich selbst habe schon an allem gezweifelt. Und vieles infrage gestellt, was die Kirche lehrt. An manchem habe ich mich schon richtig abgearbeitet, darüber nachgedacht, daran gelitten. Aber zwei Dinge waren für mich immer sonnenklar: die Existenz Gottes und das ewige Leben. Dass es Gott gibt – und dass er uns im Tod nicht fallen lässt.

Bei Trauergesprächen nenne ich dafür manchmal drei Gründe. Erstens: Wenn Menschen einander lieben, wollen sie nicht, dass der Geliebte einfach ins Nichts fällt. Liebe geht also über den Tod hinaus. Gott kann mehr lieben als wir. Er wird uns nicht ins Nichts fallen lassen. Zweitens: Mein Äußeres ändert sich ständig. Durch den Stoffwechsel. Fast alle Körperzellen werden im Laufe weniger Jahre vollständig erneuert. Aber ich bin immer noch ich. Meine Identität bleibt. Die Konstante meines Lebens ist also geistig. Mit Leib und Seele auferstehen bedeutet: mit Geschichte und Identität. Und drittens: Die Jünger Jesu haben die Botschaft von der Auferstehung mit Leib und Leben bezeugt. Sie mussten alle dran

glauben, buchstäblich. Sie haben alles dafür gegeben – ihr Leben! Das hätten sie ganz sicher nicht getan, wenn alles eine Lüge gewesen wäre. Sie müssen etwas unglaublich Neues erfahren haben. Auferstehung, Leben nach dem Tod. Was aber bewirkt diese Hoffnung heute schon? Ändert sich dadurch etwas? Gibt es Auferstehung schon jetzt? Es gibt doch auch ein Leben vor dem Tod. Lebt man dieses Leben anders, weil man diese eine große Hoffnung hat? Dazu sage ich ja. Das Leben vor dem Tod fühlt sich für mich völlig anders an, weil ich hoffe – auf das Leben nach dem Tod. Ich verliere nämlich alle Angst. Ich habe keine Angst mehr um mich selbst. Ich kann mein Leben verschenken, weil es schon gerettet ist. Ich muss nicht um mich selber kreisen, mit Zeit und Kraft nicht geizig sein. Ich muss auch nicht alles aus dem Leben herausholen, was womöglich drinsteckt. Ich muss aus mir nichts mehr machen, weil ich schon alles bin: Gottes geliebtes Kind – über alle Zeit hinaus. Mit einem Wort: Die österliche Hoffnung schenkt Gelassenheit. Keine Angst mehr um mich selber haben, das bedeutet für mich: »Auferstehung jetzt«! Gelassen sein im Vorletzten, weil ich geborgen bin im Letzten. Eine solche Hoffnung wünsche ich allen meinen Mitchristen. Mit einer solchen Hoffnung können sie angstfrei leben. Und ich wünsche unserer Gesellschaft eine solche Hoffnung. Auch bei uns in Deutschland kreisen noch viele um sich selbst. Sie denken nur an sich – und deshalb machen sie ihre Grenzen und ihre Herzen dicht. Sie polarisieren gegen andere Kinder Gottes. Sie fallen

auf Populisten herein, die mit der Angst spielen und Wut schüren. »Auferstehung jetzt« – das bedeutet: Solidarität. Im Leben nach dem Tod wird es keine Grenzen mehr geben, keine Nationalitäten, ja nicht einmal mehr Religionen. Deshalb sollten wir im Leben vor dem Tod die richtigen Maßstäbe setzen. Der Himmel ist für alle, deshalb kann die Erde nicht nur für wenige sein. Wir sollten um Himmels willen die Erde nicht aufgeben. Weil später einmal alles gut wird, soll jetzt schon manches besser werden.

Auch unserer Kirche wünsche ich diese große Hoffnung. Da gibt es im Moment nur wenige Perspektiven. Viele haben richtig Angst um die Zukunft von Glaube und Kirche, ich auch. Manche haben schon resigniert, ich noch nicht. Die Unbeweglichkeit der sogenannten »Amtskirche« ist kaum noch auszuhalten, wenn auch im Moment einige Mutiges sagen. Eine riesige Institution steht sich selbst im Weg. Und aus dem kirchlichen Servicebetrieb entsteht nicht mehr das, was man Gemeinde nennen kann. Glaube und Kirche spielen sich fast nur noch an den Rändern ab: Geburt – Heirat – Tod, also Taufe, Trauung und Beerdigung. Dazwischen findet kaum etwas statt.

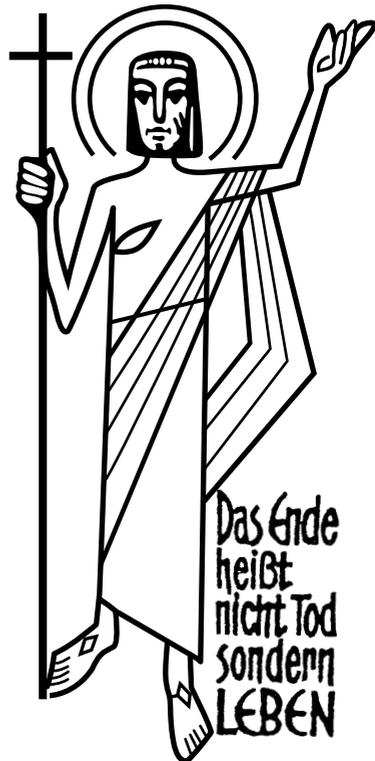
Seelsorger möchten gerne Gemeinde aufbauen, sie möchten ihren Glauben mit anderen teilen, aber sie fühlen sich oft nur benutzt. »Auferstehung jetzt« – das bedeutet für die Kirche: Treu bleiben und durchhalten, auch wenn zurzeit nur wenige Perspektiven da sind. Kirche im Karsamstag, so nennt man das: warten auf neues Leben; ausharren, bis es Ostern wird. Ich kann es nur persön-

lich sagen: Für mich ist das Evangelium nach wie vor die beste Botschaft der Welt. Dafür lohnt es sich zu leben. Deshalb werde ich nicht aufhören, auf Gott zu hören. Ich freue mich darüber, dass so viele Christen engagiert sind, wo auch immer. Sie machen mir Mut. Und zeigen mir, dass ich hoffen darf. Jedem Einzelnen von uns wünsche ich das: »Auferstehung jetzt«. Die Erfahrung von neuem Leben. In der Familie – aufeinander zugehen. Im Beruf – nicht nur seinen Job machen. In der Nachbarschaft – sensibel bleiben füreinander. Die Ostergeschichten der Evangelien zeigen: Jesus ist wirklich auferstanden. Aber die Jünger erkennen ihn nicht, jedenfalls nicht sofort. Petrus und Maria Magdalena zum Beispiel. Sie brauchen jemanden, der ihnen die Augen öffnet. Petrus erkennt den Auferstandenen, nachdem Johannes sagt: Es ist der Herr! Maria Magdalena erkennt Jesus, als er sie anspricht: Maria!

Das bedeutet: Es gibt Auferstehung, aber sie ist ganz anders, als wir denken. Sie ist keine Wiederbelebung von etwas Altem, sondern etwas ganz Neues. Unvorstellbar! Das Leben nach dem Tod wird ganz anders sein, anders als alle unsere Vorstellungen. Unsere Hoffnung wird erfüllt – aber anders, als wir denken, als wir erwartet haben.

Ist es mit dem Leben vor dem Tod nicht genauso? »Auferstehung jetzt« – für die Gesellschaft: Wenn wir solidarisch sind, werden wir uns verändern. Wir werden uns verändern müssen, uns und unsere Ansprüche. Wenn wir anderen auf Dauer helfen wollen, müssen wir unsere eigenen Ansprüche herunterschrauben. Teilen kann man nur, wenn man etwas

hergibt, das einem lieb und teuer war. Wenn wir Frieden wollen, müssen wir andere Kulturen anerkennen. Es geht nur miteinander. »Auferstehung jetzt« – für die Kirche: Es wird eine ganz andere Kirche sein, die da aufersteht, womöglich eine mit weniger Einfluss, vielleicht eine arme Kirche. Eine Kirche, die weniger auftritt und dafür mehr eintritt. Eine Kirche, die nicht mehr viel zu verlieren hat, ist auch eine Kirche ohne Angst um sich selbst. Vielleicht kommt der Aufbruch ja nach dem Abbruch. So wie Ostern nach der Katastrophe des Karfreitags und dem Stillstand des Karsamstags.



Drei Kirchenbilder, drei berühmte Schiffe: Arche – Titanic – Santa Maria.

Mit welchem Kirchenschiff stechen wir in See?

Mit einer Arche?

In der Arche sammelt man den heiligen Rest.

Sind alle drin, macht man die Türen zu und wartet,

bis die Sintflut vorüber ist: die Sintflut der Gleichgültigkeit, des Relativismus.

In diesem Kirchenschiff sitzen viele.

*Für dieses Kirchenbild stehen manche: unkritisch, gefolgstreu, fromm –
und haben doch längst dichtgemacht.*

Mit welchem Kirchenschiff stechen wir in See?

Mit der Titanic?

Ein Stahlkoloss, der als unsinkbar gilt;

kollidiert mit den Spitzen des Eisbergs »Postmoderne«.

In diesem Kirchenschiff sitzen einige.

*Für dieses Kirchenbild steht die Hierarchie:
selbstüberschätzend, dogmatisch, eitel –
und hat nur scheinbar alles im Griff.*

Mit welchem Kirchenschiff stechen wir in See?

Mit der Santa Maria! *Das Schiff des Kolumbus,*

der eigentlich nach Indien wollte und nebenbei Amerika entdeckte.

Es waren drei Schiffe – nicht eins allein.

Die Mannschaft durchschnittlich, die Schiffe alt.

In diesem Kirchenschiff sitzen wir alle – miteinander!

Rückblick auf das Jahr 2021



Verabschiedungsgottesdienst mit Festprediger Pfr. Leo Heinrich



Verabschiedung von Zentralpräses P. Eberhard Lorenz



20-jähriges Arbeitsjubiläum unserer Sekretärin Ilse Gühmann



Wallfahrt Dreifaltigkeitsberg



Wallfahrt Haindling



Wallfahrt Loh



Wallfahrt Heilbrunn



Bezirkskonferenz in Pilsting



2. Hauptfest Bogenberg

Pfarrkonvente und Ehrungen



Aicha-Haardorf, Isarhofen



Atting



Geiselhöring, Hadersbach, Hainsbach, Hainding, Sallach



Haibach, Haselbach, Mitterfels



Haibach, Haselbach



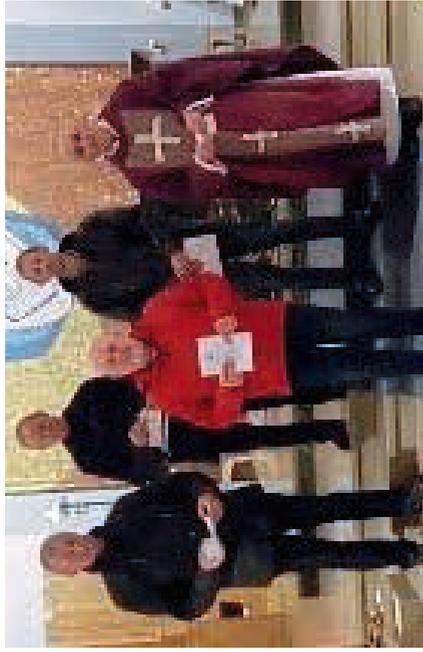
Hankofen, Hailing



Haukenzell, Pilgramsberg, Rattiszell



Heilbrunn, Wiesenfelden, Zinzenzell



Metting, Leiblfing



Oberpiebing, Salching



March, Regen



Michaelsbuch, Stephansposching



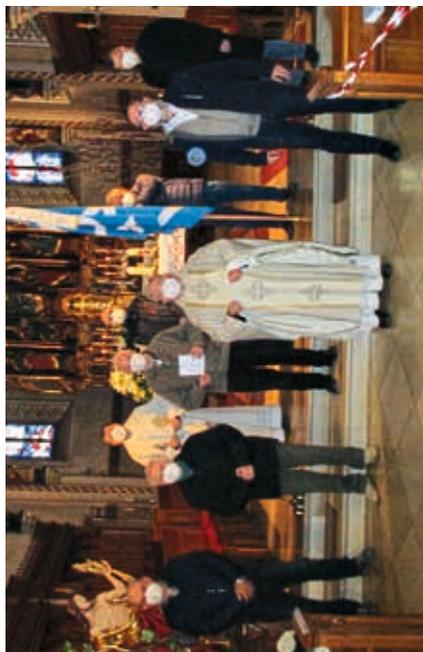
Pilsting, Großköllnbach, Ganacker



Puchhausen-Hüttenkofen



Ottering, Moosthenning



Pondorf, Hofdorf, Sauburg



Rettenbach



Straßkirchen, Irlbach, Schambach



Waltendorf, Oberwinkling, Pfelling, Deggendorf, Grafing, Mariaposching, Neuhausen



Prof. Dr. Johannes Brantl neuer Präses von Rinchnach

(Foto T. M. Köppl)



Hauptfest in Rinchnach 2021

(Foto T. M. Köppl)

Männerkongregation Rinchnach

feiert trotz Corona

Rinchnach. Traditionsgemäß lädt die MMC-Rinchnach immer am letzten Freitag des Monats März seine Sodalen zum jährlichen Hauptfest und anschließendem Konvent ein. Da die Gründung der Kongregation am 25. März 1927 erfolgte, möchte man immer, wenn möglich um den 25. März den Jahrtag begehen. In diesem Jahr konnte man am Freitag, den 26. März, nur einen festlichen Gottesdienst (unter Einhaltung der Corona-Beschränkungen) feiern, der anschließend geplante Konvent fiel aus. Der geistige Urgrund der marianischen Kongregationen geht auf die Jesuiten zurück, entstand 1563 in Rom und unterstand direkt dem Papst. Die in ihr zusammengeschlossenen Laien sollten eine Auswahl sein, an denen sich andere im Glaubensleben orientieren konnten. Sie gewannen schnell an Ansehen und Einfluss.

Den Gottesdienst in der Klousterer Pfarrkirche zelebrierte der Trierer Prof. Dr. Pfr. Johannes Brantl (ein gebürtiger Rinchnacher und auch Sodale der MMC-Rinchnach), der in seiner exzellenten Predigt auf die christliche Lebenshaltung und zugleich auch auf die Vorbildfunktion der Gottesmutter Maria für die Kongregation hinwies. Hier griff er auf das Evangelium vom 25. März (Maria Verkündigung) zurück, in dem das Gespräch zwischen dem Engel Gabriel und Maria in der Verkündigungsszene, in besonderer verdichteter Form zum Ausdruck bringt, was

sich auch in unserem eigenen Leben und in unserer eigenen ganz persönlichen Begegnung mit Gott ereignet. Drei markante Stellen in diesem Gespräch zitierte Herr Brantl und gab damit Denkanstöße für den eigenen Weg als Christ und Sodale. Es waren die Worte Marias: "Sei gegrüßt, Du Begnadete, der Herr ist mit Dir". Der Herr ist mit dir und auch immer mit euch ist eine feste Zusage, die uns in der Feier der Eucharistie wiederholt begegnet. Ein zweiter markanter Moment in der Begegnung war die Frage Marias "Wie soll das geschehen?" Hier muss uns bewusstwerden, dass Christus seit unserer Taufe in uns ist und somit auch in unserem Alltag und Leben allgegenwärtig ist. In der dritten bedeutenden Stelle ist die Antwort des Engels, dass Gott mit der Kraft seines Heiligen Geistes das Geschenk seiner Menschwerdung bewirkt und diese Kraft wirkt auch immer in uns. Darauf antwortete Maria: "Mir geschehe, wie Du es gesagt hast". Abschließend beendete Herr Prof. Dr. Brantl seine einprägsame Predigt mit der Bitte an die Gottesmutter, dass sie uns darin Vorbild und Hilfe ist, offen zu sein für Jesus Christus und sein Evangelium, für das Große, das Gott auch in jedem und jeder von uns wirken will.

Am Schluss des Gottesdienstes fragte Obmann Kurt Lang bei Herrn Prof. Dr. Brantl an ob er das Amt des neuen Präses der MMC Rinchnach annehmen würde, dieser sagte prompt zu.

Leitung unserer Marianischen Männerkongregation Straubing

Zentralpräses: Msgr. Pfr. i. R. Georg Dunst, Kirchstraße 10, 94333 Wallkofen
09480/9388876, E-Mail: Georg.Dunst@t-online.de

Altpräses: Pater Eberhard Lorenz OSB, Abteistraße 3, 94526 Metten,
0160 98791608, E-Mail: eberhard@kloster-metten.de

Präfekt: Josef Kolbinger, Herbststr. 2b, 94333 Geiselhöring, 09423/2009775,
E-Mail: kolbinger.geiselhoering@freenet.de

Vizepräfekt: Johann Ritzenberger, Sieghartstr. 19, 94315 Straubing, 09421/913243,
E-Mail: ritzenberger-j@t-online.de

Vizepräfekt: Josef Ramsauer, Hauptstr. 41, 94345 Aholting, 09429/1494,
E-Mail: ramsauer.josef@t-online.de

Assistenten:

Lothar Biendl, Finkengasse 4, 94348 Atting, 09429/8517

Herbert Malek, Stichweg 2/Paitzkofen, 94342 Straßkirchen

Konsultoren:

Bezirk Straubing: Walter Pfeffer, Amselstr. 11, Straubing, 0171 1586141

Bezirk Atting: Lothar Biendl, Finkengasse 4, Atting, 09429/8517

Bezirk Geiselhöring: Alois Lang, Großaich 2, Geiselhöring, 09480/1597

Bezirk Leiblfling: Christian Asböck, Multham 1, Mengkofen, 09427/9594170

Bezirk Mitterfels: Josef Hainz, Wiespoint 40, Mitterfels, 09961/6831

Bezirk Oberwinkling: Egon Springer, Buchenstr. 10a, Deggendorf, 0991/4773

Bezirk Pilsting: Johann Schachtl, Schulstr. 4a, Ganacker, 09953/1063

Bezirk Pondorf: Alfred Geier, Aufrotherstr. 9, Münster, 09428/8676

Bezirk Straßkirchen: Rudolf Zollner, Untere Dorfstr. 5, Aiterhofen, 09421/33952

Bezirk Viechtach: Michael Schmid, Am Schochert 5, Bischofsmais, 09920/9038868

Bezirk Wiesenfelden: Johann Listl, Haag 421, Rettenbach, 09462/1605

Sekretariat: Ilse Gühmann, Am Platzl 39, 94315 Straubing,
Telefon und Fax 09421/10846, E-Mail: mmc-straubing@t-online.de,
Privat: Telefon 09420/621, Homepage: www.mmc-straubing.de

Bürozeiten: werktags von 9.00 Uhr bis 11.00 Uhr

Fahnenträger:

Josef Grotz, Welsersstraße 34, Straubing-Ittling, 09421/60512

Alfred Hirsch, Amselstr. 11b, Straubing, 09421/63421

Bankverbindungen:

SPK Niederb.-Mitte, IBAN: DE86 7425 0000 0240 0144 49, BIC: BYLADEM1SRG

Volksbank SR, IBAN: DE18 7429 0000 0000 0060 33, BIC: GENODEF1SR1

Herausgeber:	Marianische Männerkongregation Straubing
Verantwortlich für den Inhalt:	Norbert Hollauer, geistl. Assistent
Mitarbeit:	Ilse Gühmann, Sekretariat der Kongregation Pfr. i. R. Georg Dunst, Zentralpräses
Druck:	Cl. Attenkofer'sche Buch- und Kunstdruckerei, Straubing



Gebet: Mutter vom guten Rat

O Maria, Mutter des Lebens für Europa, von Ewigkeit her warst Du im Ratschluss Gottes auserwählt zur Mutter des menschgewordenen ewigen Wortes. Du bist die Ausspenderin der Gnaden Gottes, die Zuflucht der Sünder. Wir bitten Dich, sei Du unsere himmlische Ratgeberin bei all unserem Wirken in diesem Tal der Tränen. Erleuchte uns in der Verkündigung der wunderbaren Wahrheiten des Lebens und des Glaubens. Hilf, dass unsere Arbeit auf offene Herzen trifft und dass wir völlig unbeeinflusst durch den Zeitgeist der Verkündigung der göttlichen Wahrheit dienen. Wir bitten Dich und den heiligen Josef, für diesen Dienst auch immer die nötigen Mittel bereitzustellen.

Herzliche Einladung zur Mitfeier der wöchentlichen MMC-Messe in der Karmelitenkirche

Liebe Sodalen und Leser/Leserinnen dieses Sodalenblatts,

das ganze Jahr über findet regelmäßig jede Woche am Dienstagabend für die lebenden und verstorbenen Sodalen der Kongregation eine Messe in der Karmelitenkirche statt. In der Winterzeit beginnt der Gottesdienst um 18.00 Uhr und in der Sommerzeit um 19.00 Uhr. Es wird immer eine halbe Stunde vorher ein Rosenkranz gebetet. Es wäre schön, wenn Sie sich Zeit nehmen könnten um diese MMC-Messe mitzufeiern. Sie sind herzlich dazu eingeladen!

Parkmöglichkeit ist im Innenhof des Karmelitenklosters.

MMC-Termine 2022

– chronologische Gesamtübersicht –

Liebe Obmänner: Sollten sich Terminänderungen (oder Uhrzeitänderungen!) ergeben **bitte sofort** beim Referenten und im MMC-Büro melden! Einige Tage vor der Veranstaltung Kontakt mit dem Referenten aufnehmen!

- Sonntag, 23.01.22 **Stallwang/Wetzelsberg**
9.30 Uhr Gottesdienst in Stallwang
Versammlung im Pfarrheim mit ZP Dunst
- Sonntag, 06.02.22 **Elisabethszell**
9.00 Uhr Gottesdienst
Versammlung im Gasthaus Kramerwirt mit ZP Dunst
- Mittwoch, 09.02.22 **Hofkirchen/Grafentraubach/Westen**
18.30 Uhr Rosenkranz,
19.00 Uhr Gottesdienst in Hofkirchen
Versammlung im Pfarrheim mit ZP Dunst
- Sonntag, 13.02.22 **Pilgramsberg/Haunkenzell/Rattiszell**
9.30 Uhr Gottesdienst in Pilgramsberg
Versammlung im Gasthaus Brandl mit ZP Dunst
- Mittwoch, 16.02.22 **Neukirchen/St. Englmar**
19.00 Uhr Gottesdienst in Neukirchen
Versammlung im Pfarrheim mit ZP Dunst
- Sonntag, 20.02.22 **Hofdorf/D/Pondorf/Saulburg**
8.30 Uhr Gottesdienst in Hofdorf
Versammlung im Gasthof Pflamminger mit ZP Dunst
- Mittwoch, 23.02.22 **Straßkirchen/Irlbach/Schambach**
17.30 Uhr Rosenkranz,
18.00 Uhr Gottesdienst
Versammlung im Pfarrheim mit ZP Dunst
- Samstag, 05.03.22 **Metting**
19.00 Uhr Gottesdienst
Versammlung im Vereinsheim mit ZP Dunst
- Sonntag, 06.03.22 **Viechtach/Schönau/Wiesing**
10.00 Uhr Gottesdienst in Viechtach
Versammlung im Pfarrsaal mit ZP Dunst

- Dienstag, 08.03.22 **Wallkofen/Allkofen/Sünching**
18.30 Uhr Rosenkranz,
19.00 Uhr Gottesdienst in Wallkofen
Versammlung im Gemeindehaus Wallkofen mit ZP Dunst
- Mittwoch, 09.03.22 **Schwarzach/Degernbach/Perasdorf**
19.00 Uhr Gottesdienst in Schwarzach
Versammlung im Pfarrheim mit ZP Dunst
- Donnerstag, 10.03.22 **Stephansposching/Michaelsbuch**
18.00 Uhr Gottesdienst in Stephansposching
Versammlung im Stefanushaus mit ZP Dunst
- Samstag, 12.03.22 **Großköllnbach/Ganacker/Kammern/Pilsting**
17.30 Uhr Rosenkranz,
18.00 Uhr Gottesdienst in Großköllnbach
Versammlung im Gasthof Brunner mit ZP Dunst
- Sonntag, 13.03.22 **Obmännertag in Sossau**
8.30 Uhr Gottesdienst in der Wallfahrtskirche
Obmänner-Jahresversammlung im Gasthaus Reisinger
- Mittwoch, 16.03.22 **Mitterfels/Haibach/Haselbach**
19.00 Uhr Gottesdienst in Mitterfels
Versammlung im Gasthaus Kernbichl mit ZP Dunst
- Samstag, 19.03.22 **Laberweinting/Franken**
18.00 Uhr Gottesdienst in Laberweinting
Versammlung im Gasthof Zierer mit ZP Dunst
- Sonntag, 20.03.22 **Puchhausen/Hüttenkofen**
8.30 Uhr Gottesdienst in Puchhausen
Versammlung im Gasthaus Blasini mit ZP Dunst
- Montag, 21.03.22 **Geiselhöring/Hadersbach/Haindling/Hainsbach/Sallach**
18.30 Uhr Rosenkranz,
19.00 Uhr Gottesdienst in Geiselhöring
Versammlung im Pfarrheim mit ZP Dunst
- Donnerstag, 24.03.22 **Wiesenfelden/Heilbrunn/Zinzenzell**
19.00 Uhr Gottesdienst in Wiesenfelden
Versammlung im Bürgersaal mit ZP Dunst
- Freitag, 25.03.22 **Rinchnach**
19.00 Uhr Gottesdienst
Versammlung im Gasthaus Guntersteig mit eig. Pfarrer
- Samstag, 26.03.22 **Vorabendmesse zum Hauptfest in der Karmelitenkirche**
16.30 Rosenkranz, 17.00 Uhr Gottesdienst

- Sonntag, 27.03.22 **Haupt- und Titularfest in der Basilika St. Jakob**
 Programm auf Seite 1
- Freitag, 01.04.22 **Bischofsmais/Kirchberg i.W./Untermittendorf**
 19.00 Uhr Gottesdienst in Bischofsmais mit ZP Dunst
 Versammlung im Pfarrheim
- Samstag, 02.04.22 **Kollnburg/Kirchaitnach**
 19.00 Uhr Gottesdienst in Kollnburg mit ZP Dunst
 Versammlung im Gasthaus Hauptmann
- Sonntag, 03.04.22 **SR St. Josef/Christkönig**
 8.30 Uhr Gottesdienst in der Kirche St. Josef
 Versammlung im Pfarrheim mit ZP Dunst
- Mittwoch, 06.04.22 **Regen/March**
 19.00 Uhr Gottesdienst in Regen mit ZP Dunst
 Versammlung im Pfarrsaal
- Freitag, 08.04.22 **Niederhöcking/Mamming**
 18.30 Uhr Rosenkranz,
 19.00 Uhr Gottesdienst in Niederhöcking
 Versammlung im Pfarrheim mit ZP Dunst
- Freitag, 22.04.22 **Bernried**
 19.00 Uhr Gottesdienst
 Versammlung im Pfarrheim mit ZP Dunst
- Freitag, 06.05.22 **Aholfung/Atting/Rain/Schönach/Pfatter-Griesau/Gmünd/
 Riekofen/Niedermotzing/Perkam/Pönning**
 19.00 Uhr Gottesdienst in Aholfung mit ZP Dunst
 Versammlung im Pfarrheim
- Dienstag, 10.05.22 **Oberpiebing/Salching**
 19.00 Uhr Gottesdienst in Oberpiebing mit ZP Dunst
 Versammlung im Pfarrheim
- Dienstag, 17.05.22 **Bogen/Oberalteich/Parkstetten**
 19.00 Uhr Gottesdienst in Bogen
 Versammlung im Pfarrheim mit ZP Dunst
- Mittwoch, 18.05.22 **Aicha-Haardorf/Isarhofen**
 18.30 Maiandacht in Aicha
 Versammlung im Gasthaus Wagner mit ZP Dunst
- Donnerstag, 19.05.22 **Waltendorf/Bogenberg/Deggendorf/Grafling/
 Mariaposching/Neuhausen/Oberwinkling/Pfelling**
 19.00 Uhr Gottesdienst in Waltendorf
 Versammlung im Jugendheim mit ZP Dunst

- Freitag, 20.05.22 **Falkenfels/Ascha**
19.00 Uhr Maiandacht in St. Johann
Versammlung im Pfarrheim Falkenfels mit ZP Dunst
- Samstag, 21.05.22 **SR Ittling/St. Jakob/St. Elisabeth/St. Peter**
19.00 Uhr Gottesdienst in Pfarrkirche Ittling
mit ZP Dunst
Versammlung im Pfarrheim
- Freitag, 03.06.22 **Mengkofen/Hofdorf/Isar/Martinsbuch/Tunding**
19.00 Uhr Gottesdienst in Mengkofen mit ZP Dunst
Versammlung im Pfarrheim
- Sonntag, 12.06.22 **Bezirkswallfahrt Schönau**
- Sonntag, 19.06.22 **Bezirkswallfahrt Dreifaltigkeitsberg**
- Donnerstag, 23.06.22 **Busfahrt nach Regensburg**
zum Männertag in der Wolfgangswache
- Samstag, 25.06.22 **Alburg/Feldkirchen**
18.00 Uhr Gottesdienst in Alburg mit ZP Dunst
Versammlung im Pfarrsaal
- Sonntag, 03.07.22 **Bezirkswallfahrt Loh**
- Sonntag, 10.07.22 **Bezirkswallfahrt Haidling**
- Sonntag, 17.07.22 **Bezirkswallfahrt Heilbrunn**
- Sonntag, 04.09.22 **Bogenberg 2. Hauptfest – Altes Schutzengelfest**
14.00 Uhr Marienfeier
- Donnerstag, 08.09.22 **Bezirkskonferenz in Leiblfing**
für die Bezirke Leiblfing und Geiselhöring
- Freitag, 16.09.22 **Altenbuch/Haidlfing/Otzing/Plattling/Wallersdorf**
19.00 Uhr Gottesdienst in Altenbuch
Versammlung im Pfarrheim mit ZP Dunst
- Mittwoch, 21.09.22 **Bezirkskonferenz in Rain**
für die Bezirke Atting und Straubing
- Mittwoch, 28.09.22 **Bezirkskonferenz Straßkirchen**
für die Bezirke Straßkirchen und Pilsting
- Donnerstag, 29.09.22 **Bezirkskonferenz in Viechtach**
- Donnerstag, 06.10.22 **Ottering/Moosthenning**
19.00 Uhr Gottesdienst in Ottering
Versammlung im Gasthaus Faltl mit ZP Dunst

- Sonntag, 09.10.22 **Familienwallfahrt zu den Wallfahrtsorten Eichlberg und Habsberg**
- Donnerstag, 13.10.22 **Kirchroth/Kößnach/Pfaffmünster/Steinach**
19.00 Uhr Gottesdienst in Kirchroth
Versammlung im Gasthaus Bauer mit ZP Dunst
- Dienstag, 18.10.22 **Bezirkskonferenz in Kößnach**
für die Bezirke Pondorf und Wiesenfelden
- Donnerstag, 20.10.22 **Bezirkskonferenz in Oberwinkling**
für die Bezirke Oberwinkling und Mitterfels
- Freitag, 21.10.22 **Rettenbach**
18.30 Uhr Rosenkranz,
19.00 Uhr Gottesdienst
Versammlung im Pfarrheim mit ZP Dunst
- Samstag, 19.11.22 **Hailing/Hankofen**
18.30 Uhr Gottesdienst in Hailing
Versammlung im Bürgerhaus Hailing
- Samstag, 03.12.22 **Leiblfing/Schwimmbach**
17.30 Uhr Gottesdienst in Leiblfing mit ZP Dunst
Versammlung im Pfarrheim

Zwei Vortragsthemen zur Auswahl für die Konvente 2022

von Zentralpräses Georg Lorenz:

Thema 1: „Enzyklika Fratelli Tutti von Papst Franziskus über die Geschwisterlichkeit und soziale Freundschaft vom 3. Oktober 2020“

Thema 2: „60 Jahre Zweites Vatikanisches Konzil 1962 – 1965“

MMC-Missionsspenden

Im Jahr 2021 wurden 5.000 Euro für folgende Missions-Projekte gespendet:

- 1.000 Euro Pfr. Renner für Mission in Ghana
- 500 Euro P. Anil für Mission in Indien
- 1.500 Euro Abtei Schweiklberg f. Mission in Afrika/Südamerika/Asien
- 1.000 Euro Pfr. Martin für Mission in Indien
- 1.000 Euro „Die Schwestern Maria“ für Mission in Asien/Lateinamerika

Wallfahrten und 2. Hauptfest im Jahr 2022

Nach Schönau: Sonntag, 12. Juni 2022

13.30 Uhr Rosenkranz

14.00 Uhr Marienfeier

Zum Dreifaltigkeitsberg: Sonntag, 19. Juni 2022

13.30 Uhr Rosenkranz

14.00 Uhr Marienfeier mit Predigt

Nach Loh: Sonntag, 3. Juli 2022

13.00 Uhr Prozession ab Straßkirchen/Pfarrkirche

13.30 Uhr Rosenkranz

14.00 Uhr Marienfeier mit Predigt

Nach Haindling: Sonntag, 10. Juli 2022

13.30 Uhr Prozession ab Geiselhöring

13.30 Uhr Rosenkranz

14.00 Uhr Marienfeier mit Predigt

Nach Heilbrunn: Sonntag, 17. Juli 2022

13.15 Uhr Prozessionen ab Geraszell und Wiesenfelden

13.30 Uhr Rosenkranz

14.00 Uhr Marienfeier mit Predigt

Zum Bogenberg: Sonntag, 4. September 2022

2. Hauptfest – altes Schutzengelfest

13.15 Uhr Abgang vom Bahnhof Bogen zum Bogenberg

13.30 Uhr Rosenkranz in der Wallfahrtskirche

14.00 Uhr Marienfeier mit Predigt

Familienwallfahrt am Sonntag, 9. Oktober 2022

zum Wallfahrtsort Eichlberg bei Hemau
und zum Wallfahrtsort Habsberg

Friedensmessbund

Aktueller Stand beim Messbund: 610 Mitglieder

Liebe Messbundmitglieder, dank Ihres Messbundbeitrages konnten wir wieder vielen armen Priestern und Ordensgemeinschaften helfen. In ihrem Namen sagen wir Ihnen ein herzliches Vergelt's Gott.

Im **Jahr 2021** konnten **5.000 Euro** überwiesen werden.

Aufteilung der Messbund-Stipendien:

Priester in Nigeria, Bistum Orlu 2.000,- €, Südamerika P. Strauß 1.000,- €, Indien P. Matthew 1.000,- €, Neuguinea P. Stirnemann 1.000,- €

Unser Gebetsandenken gilt besonders den im letzten Jahr verstorbenen 18 Mitgliedern: Requiescant in Pace!

Braid Max, Plattling

Firlbeck Katharina, Atting

Griesbauer Alfons, Aiterhofen

Hecht Georg, Rain

Hofmann Heinrich, Straßkirchen

Loibl Wolfgang, March

Mauser Xaver, Pondorf

Ostermeier Josef, Schönach

Pelg Georg, Schwimmbach

Piller Johann, Schönau

Schöppel Johann, Riekofen

Schütz Maria, Wiesenfelden (†2019)

Sigl Georg, Bischofsmais

Sigl Ludwig, Laberweinting

Stumhofer Xaver, Hunderdorf

Sturm Fritz, Leiblfing

Unverdorben Willi, Aicha-Haardorf

Zach Friedrich, Oberschneiding

Der Friedensmessbund ist für Lebende und Verstorbene und für den Frieden aller in dieser und in der jenseitigen Welt. Wir wissen, dass das Heilige Messopfer die stärkste Form der Fürbitte ist. **Jeder Mann** und **jede Frau** kann hier Mitglied werden. Als Zeichen der Zugehörigkeit zu diesem Messbund gibt jedes Mitglied (jedes Jahr) als Beitrag ein Mess-Stipendium in Höhe von 5,- Euro. Die Messbundmitglieder, die auch Sodalen der MMC sind, geben dieses Stipendium zusätzlich zu ihrem Jahresopfer. Diese Gabe gibt die MMC Straubing **voll weiter** an Priester in ärmeren Ländern dieser Erde und diese Priester feiern die hl. Messen in den Anliegen des Spenders bzw. der Spenderin. So wird diese Gabe weltweit zu einer Existenzhilfe für die „armen Hirten des Volkes Gottes“ und ihre Werke in der Mission, sie wird zum weltweiten Werk des Friedens und der Gerechtigkeit. Die MMC gibt den Messbundmitgliedern jedes Jahr Rechenschaft darüber wer dieses Geld bekommen hat.

» **Wer Mitglied beim Messbund werden möchte, einfach vormittags im MMC-Büro Tel.-Nr. 09421/10846 anrufen. Es wäre sehr schön wenn noch viele Frauen und Männer dazu gehen würden!** «

Inhaltsverzeichnis

Einladung zum Haupt- und Titularfest	1
J. Kolbinger, Präfekt: Worte an die Sodalen	2
Grußwort des neuen Zentralspräses HH. Pfr. Dunst an die Sodalen	4
1. Predigt von Zentralpräses HH. Pfr. Dunst auf dem Bogenberg	6
Gebete: Pandemische Geisseln in unserer Zeit	10
Papst Franziskus: Du bist gebenedeit unter den Frauen	12
Papst Franziskus: „Er geht euch voraus nach Galiläa“	19
Barbara Dohr: Horizonte der christlichen Berufung	22
Anna Preckel: Wie kam es zum Synodalen Weg?	31
Papst Franziskus: Brief an das pilgernde Volk Gottes in Deutschland	40
Anna Preckel: Wird der Synodale Weg die katholische Kirche verändern?	51
Kardinal Rodrigues Maradiaga: Keine Barmherzigkeit für Papst Franziskus	55
Franz Kamphaus: „Als Mann und Frau schuf er sie“	61
Papst Franziskus: Ohne die Frau ist der Mann nicht das Bild Gottes	65
Franz Kamphaus: Warum dürfen Frauen nicht Priester werden?	68
Josef Kreiml: Der Diakon – geweiht zum Dienst	72
Kardinal R. Marx: Praxis des Glaubens und des Lebens in neuer Beziehung	77
Stefan Jürgens: Wie es mit der Kirche aufwärts geht	80

Büro, Statistik, Termine

Rückblick auf das Jahr 2021	86
Pfarrkonvente und Ehrungen	90
MMC Rinchnach feiert trotz Corona	96
Leitung unserer Marianischen Männerkongregation Straubing	98
MMC – Bezirke – Sodalen – Obmänner	99
Jubelsodalen 2022	103
Impressum	108
Neusodalen 2021	109
Gebet zur Mutter vom guten Rat	109
Unsere Toten im Jahr 2021	110
Einladung zur Mitfeier der wöchentlichen MMC-Messe	110
MMC-Termine 2022	113
Wallfahrten und 2. Hauptfest 2021	118
Friedensmessbund	119

Die Wesensart des heiligen Josef übertragen in unsere Zeit

Interessante Gedanken des Hl. Vaters Franziskus

„Anlässlich des 150. Jahrestages der Erhebung des hl. Josef zum Patron der katholischen Kirche durch den seligen Pius IX. am 8. Dezember 1870 möchte ich daher – wie Jesus sagt – »mit dem Mund von dem sprechen, wovon das Herz überfließt«, und einige persönliche Überlegungen zu dieser außergewöhnlichen Gestalt mit euch teilen, die einem jeden von uns menschlich so nahe ist. Dieser Wunsch ist jetzt in den Monaten der Pandemie gereift. In dieser Krise konnten wir erleben, dass »unser Leben von gewöhnlichen Menschen – die gewöhnlich vergessen werden – gestaltet und erhalten wird, die weder in den Schlagzeilen der Zeitungen und Zeitschriften noch sonst im Rampenlicht der neuesten Show stehen, die aber heute zweifellos eine bedeutende Seite unserer Geschichte schreiben: Ärzte, Krankenschwestern und Pfleger, Supermarktangestellte, Reinigungspersonal, Betreuungskräfte, Transporteure, Ordnungskräfte, ehrenamtliche Helfer, Priester, Ordensleute und viele, ja viele andere, die verstanden haben, dass niemand sich allein rettet. [...] Wie viele Menschen üben sich jeden Tag in Geduld und flößen Hoffnung ein und sind darauf bedacht, keine Panik zu verbreiten, sondern Mitverantwortung zu fördern. Wie viele Väter, Mütter, Großväter und Großmütter, Lehrerinnen und Lehrer zeigen unseren Kindern mit kleinen und alltäglichen Gesten, wie sie einer Krise begegnen und sie durchstehen können, indem sie ihre Gewohnheiten anpassen, den Blick aufrichten und zum Gebet anregen. Wie viele Menschen beten für das Wohl aller, spenden und setzen sich dafür ein«. Alle können im heiligen Josef, diesem unauffälligen Mann, diesem Menschen der täglichen, diskreten und verborgenen Gegenwart, einen Fürsprecher, Helfer und Führer in schwierigen Zeiten finden. Der heilige Josef erinnert uns daran, dass all jene, die scheinbar im Verborgenen oder in der „zweiten Reihe“ stehen, in der Heilsgeschichte eine unvergleichliche Hauptrolle spielen. Ihnen allen gebührt Dank und Anerkennung.“ (Aus dem Apostolischen Schreiben Patris Corde vom 08.12.2020)

Gebet zum Hl. Josef

*Heil'ger Josef, ich befehle
Freund und Feinde, Hab und Gut,
meinen Leib und meine Seele
voll Vertrauen deiner Hut.
Ich bin dein Kind;
O hab Erbarmen,
trag auch mich auf deinem Armen,
darauf das Gotteskind ruht.*

Amen



Josef,

dem die höchsten Güter
Gott, der Vater, anvertraut,
des Erlösers treuer Hüter,
Bräutigam der Gottesbraut!
Du, der Kirche Schutzpatron,
fleh' für uns am Gottesthron!
Josef, sieh, von allen Seiten
Wird die Braut des Herrn bedroht;
Satan und sein Anhang streiten
Wider Gott und sein Gebot.
Blick', o Schutzpatron, hernieder!
Schirm der Kirche Haupt und Glieder!
Josef, führe die Verirrten
Wieder auf den rechten Pfad!
O beschütze Herd' und Hirten,
wenn Gefahr und Drangsal naht!
Schirm' der Unschuld Blüten,
wenn ringsum die Stürme wüten!
Reich' uns deine Vaterhand,
wenn wir geh'n ins Heimatland!

Amen



Guter Vater im Himmel,

Du hast den heiligen Josef zum Nährvater Deines Sohnes auserwählt,
damit er ihm seine Liebe schenke und ihn vor allen Gefahren schütze.

Wir bitten Dich, lass durch die Fürbitte des heiligen Josef
das Reich Deines Sohnes in unserer Welt und
in unseren Herzen wachsen und gedeihen.

Schenke uns den Nährvater Deines Sohnes als Helfer
bei allen Werken der Verkündigung seiner Frohbotschaft.

Wir vertrauen auf Deine wunderbare Hilfe
auf die Fürbitte des heiligen Josef hin.

Erfülle alle mit Deiner unendlichen Liebe,
die sich für das Kommen Deines Reiches einsetzen.

Amen